



Magazin zum
traditionellen jüdischen
Leben in Deutschland

09/22

September 2022 / Tischri 5782 - [20]

BtJ

Gemeindemagazin



UNSERE FESTE

**Lehren und Überraschungen des
Fasttages Zom Gedalja**

UNSER BRENNPUNKT

Der Scherbenhaufen bleibt

*Documenta fifteen – Kunst,
Israel-Boykott und Antisemitismus*



UNSER GESPRÄCH

Eschet Chail im Hubschrauber:

Jüdische Frau im Hier und Jetzt



UNSERE GESCHICHTE

**Mannheim – Ein lebendiges Zentrum
des Thoralebens**



RUSSISCH

Shana Tova Umetuka, Chatima Tova!



David Seldner
Stellv. Vorsitzender des BtJ

Liebe Leserinnen und Leser,

kehren wir zur Normalität zurück? In diesem Moment, in dem ich dies schreibe, können wir davon ausgehen, dass wir wie seit Jahrhunderten Rosch Haschana gemeinsam werden feiern können und nicht, wie in den letzten Jahren, mit Abstand und Masken oder gar privat daheim. Oder mit strengen Schutzmaßnahmen. Die jetzigen Schutzmaßnahmen werden wohl statt gesundheitlicher Natur eher sicherheitstechnischer Art sein müssen.

In der Ukraine tobt nach wie vor der Krieg, die ganze Welt ist verunsichert, und bei uns ist Antisemitismus wieder einmal ein Thema, das uns in erster Linie beschäftigt – beschäftigen muss. Von rechts, von links, von islamistischer Seite, von der Politik. In „Unserem Brennpunkt“ schreibt Daniel Neumann über den Antisemitismus-skandal auf der documenta-15.

Im steten Wandel begriffen, auch in der vermeintlich so starren Orthodoxie, ist die Rolle der Frau im Judentum. Wie verstehen orthodoxe und traditionell lebende Frauen heutzutage ihre Rolle, ihre Aufgabe? Mit vier Frauen haben wir darüber gesprochen.

Über den Ursprung, die Bedeutung und die Vorgaben an Rosch Haschana ist viel bekannt, doch über den nächstfolgenden Feiertag, Zom Gedalja, der ja direkt als Fasttag folgt, viel weniger. Manche sagen, spaßeshalber, nach dem ganzen Essen an Rosch Haschana ergibt Fasten auch Sinn. Über den wirklichen Hintergrund schreibt Rabbiner David Roberts in der Rubrik „Unsere Feste“.

Rabbiner Elischa Mendel Portnoy schreibt über das, was Kinder aus der Thora mitnehmen, was sie lernen können bzw. was man ihnen dadurch an jüdischen Werten vermitteln kann.

In der Rubrik „Unsere Geschichte“ schreibt Rabbiner Yehuda Aharon Horovitz über die großen jüdischen Gelehrten auf deutschem Gebiet: diesmal über die Rabbiner, die in Mannheim tätig waren – einer einstmals in der religiösen Welt bekannten Gemeinde.

Bereits länger Mitglied im BtJ ist die Jüdische Gemeinde Amberg, die Ende 2021 deutschlandweit bekannt wurde, da die älteste noch vollständig erhaltene koschere Thorarolle – nach langwieriger Restaurierung – im Bundestag fertiggeschrieben und wieder in die Gemeinde gebracht wurde. Sie stellt sich in dieser Ausgabe vor.

Mit vielen Vorsichts- bzw. Schutzmaßnahmen hat der BtJ, wie auch viele Gemeinden, seine Vor-Ort-Aktivitäten wieder aufgenommen; über zwei unserer Schabbatonim im Sommer 2022 berichten wir in der Rubrik „Unsere Projekte“. Und in „Unserer Kochecke“ stellen wir Ihnen ein Rezept vor, um für köstlichen Gefilten Fisch an Rosch Haschana zu sorgen.

Trotz aller derzeitigen Probleme, von denen Corona mittlerweile nicht mehr das größte darstellt, wünschen wir vom BtJ Ihnen allen, Ihren Familien sowie allen Jüdinnen und Juden in der Welt ein süßes und friedliches 5783, möglichst Frieden in der ganzen Welt – und passen Sie auf sich auf!

Shana Tova Umetuka, Chatima Tova!

Ihr

David Seldner

für den Vorstand des BtJ

03

GRUSSWORT

06

UNSERE FESTE

Lehren und Überraschungen des Fasttages Zom Gedalja



14

UNSER BRENNPUNKT

Der Scherbenhaufen bleibt

Documenta fifteen – Kunst, Israel-Boykott und Antisemitismus



19

UNSER GESPRÄCH

Eschet Chail im Hubschrauber:

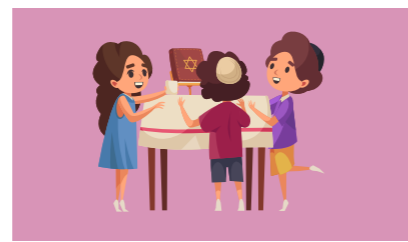
Jüdische Frau im Hier und Jetzt



30

UNSER WISSEN

Das Volk des Buches und das Wissen für Kinder

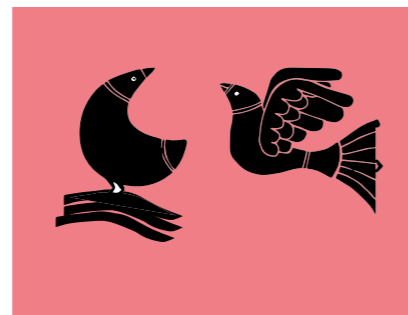


32

UNSERE PROJEKTE

Der BtJ-Sommer 2022

Love is in the air...



33

UNSERE PROJEKTE

„Ja, den Tempel stemmen wir!“

BtJ-Feriencamp Machane Bonim Mikdasch



34

UNSERE MITGLIEDER

„Massel tow für die nächsten Jahrzehnte!“

Die Jüdische Gemeinde Amberg stellt sich vor



38

UNSERE GESCHICHTE

Mannheim – Ein lebendiges Zentrum des Thoralebens



44

UNSERE KOCHHECKE

Rosh Haschanah ganz litvisch: fischig, salzig, gefilt!



IMPRESSUM

BtJ Gemeindemagazin

Magazin für Mitgliedsgemeinden des Bundes traditioneller Juden in Deutschland

Herausgeber:

Bund traditioneller Juden in Deutschland e.V.

Vorsitzender: Michael Grünberg

In der Barlage 43 / 49078 Osnabrück

Tel. : +49 5414065812

Fax.: +49541434701

www.btjd.de

Email: info@btjd.de

Redaktionelle Leitung: David Seldner

Redaktion: Marina B. Neubert

Gestaltung: Tanja Lubarski - uxbi.de

Gestaltung - Lokalteile: Marina Charnis

Übersetzung: Alina Hajtlina

Druck: migoma - ideenverliebt

Die veröffentlichten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. BtJ behält sich das Recht auf Lektorat und Kürzung der zugesandten Beiträge vor. BtJ übernimmt keine Verantwortung für die Lokalteile der einzelnen Gemeinden.



Lehren und Überraschungen des Fasttages Zom Gedalja



*Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Rabbiner Dovid Kern

Rosch Haschana ist einer der eindrucksvollsten Feiertage des jüdischen Kalenders. So haben wir zwei Tage im Gebet verbracht, um uns wieder auf unsere Beziehung zu Gott zu besinnen, und sind nun bereit, in den Tagen bis *Jom Kippur* daran anzuknüpfen. Aber dann, kaum aus den Startlöchern gekommen, werden wir überrascht von... *Zom Gedalja*? Wer war Gedalja Ben Achikam? Eine Führungspersönlichkeit, die getötet wurde? Und wir fasten, weil ..., weil es seine Jahreszeit ist? Irgendwie mutet das Ganze eigenartig an: Weshalb ist dieser Fastentag direkt nach *Rosch Haschana*? Und wie kommt es, dass eigens für diesen Mann, von dem die meisten von uns noch nie etwas gehört haben, ein Fasten angesetzt ist? Zugegeben, niemand freut sich über ein politisches Attentat, aber warum sollten wir nach Tausenden von Jahren ausgerechnet über dieses eine so betroffen sein?

Als ich ein Kind war, hieß es bei uns zu Hause immer: „Weißt du, wir haben an *Rosch Haschana* so viel gegessen, dass wir nun fasten, um die zusätzlichen Kalorien zu verbrennen.“ Wie aber wäre es, wenn wir *Zom Gedalja* dieses Jahr wirklich bewusst begegnen?

Ein Blick in die Geschichte von Gedalja hilft uns zu verstehen, warum dieser Fastentag so bedeutsam ist. *Zom Gedalja* erinnert nämlich nicht nur an eine Tragödie, die dem jüdischen Volk vor langer Zeit widerfahren ist. Die Geschichte von Gedaljas Aufstieg und Fall stellt einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte unseres Volkes dar. Und sie birgt eine wichtige Botschaft, die für alle Generationen vor und nach uns von Bedeutung ist.

DIE GESCHICHTE HINTER ZOM GEDALJA

Die Geschichte von Gedalja wird uns aus dem Blickwinkel des Jeremia erzählt.

Lassen Sie mich die Situation schildern: Die Babylonier haben den ersten Tempel in Schutt und Asche gelegt. Der größte Teil des jüdischen Volkes ist entweder getötet oder ins Exil getrieben worden, nur einige wenige sind im Land Israel verblieben. Diesen überlebenden Juden war nichts geblieben, weder ihr Tempel noch ihre Führungskraft. Es schien, als wäre alles verloren.

Dann aber kehrt Jeremia zurück, um unter den Überlebenden zu leben. Zuvor war er mit unzähligen anderen in Ketten nach Babylonien ins Exil gebracht worden, doch Nebusaradan, der „der oberste Schlächter“ (eine etwas ungewöhnliche Bezeichnung für den Anführer des babylonischen Militärs), setzt Jeremia auf freien Fuß.

Nebusaradan sagt zum ihm: „Du kannst zu den übrigen Juden nach Israel zurückgehen, וְשׁוּבָה הָיְלֵךְ אֶל־אֲחֵי־יְהוָה וְאֶל־בְּנֵי־יְהוָה, und zu Gedalja, dem Sohn Achikams, des Sohnes von Schafan, וְאֶל־גְּדַלְיָהוּ בֶן־אֲחִיקָם בֶּן־שַׁפָּן הַיְהוּדִי יֹרֵעַ לְבָב־דְּלָמַד דִּיקָפָה, den der König von Babylonien über alle Städte Judas eingesetzt hat.“

Dies ist bemerkenswert. Die Babylonier hatten die Juden beinahe vollständig vernichtet, aber nun scheint es, als würde sich eine Wende abzeichnen. Jeremia war in Ketten gelegt und ins Exil verschleppt worden, doch jetzt hat er die Freiheit wiedererlangt. Das Volk war aus dem Land vertrieben worden, aber einem Rest war zugebilligt worden, zu verbleiben. Und nun wird ihnen sogar ein jüdischer Führer zugestanden. Gedalja wird vom babylonischen König berufen!

Nach all dem Tod und der Zerstörung der vergangenen Jahre beginnt sich für

die Juden in ihrem Heimatland endlich das Blatt wieder zum Guten zu wenden. Gedalja geht daran, das Volk zu organisieren, er schwört, es zu beschützen, und stärkt es auch wirtschaftlich. Er wird zu einem Zeichen der Hoffnung, und sein Einflussbereich weitet sich nach und nach aus. Jüdinnen und Juden, die als Flüchtlinge in der Fremde leben, vernehmen die guten Nachrichten... und beginnen, in ihre Heimat zurückzukehren.



Fast scheint es, als würde dem Königreich Juda eine zweite Überlebenschance gegeben. תּוֹמָקְמָה-לְכֶם, מִיְדוּהָיָה-לְכֶם וּבְשִׁי, im Text heißt es, dass alle Juden aus allen Orten zurückkehrten, wohin sie vertrieben worden waren. Man könnte fast den Eindruck gewinnen, es handle sich um eine völlige Rückgängigmachung des Exils! Kann man sich eine größere Kehrtwende denken?

Doch einer der Offiziere, die sich Gedalja angeschlossen haben, Jochanan Ben Kareach, ein ehemaliger Hauptmann der jüdischen Armee, tritt öffentlich mit einer Warnung an ihn heran: „Baalis, der König von Ammon, hat einen Attentäter geschickt, um dich zu beseitigen. Sein Name: Jischmael Ben Netanja.“ Doch Gedalja weigert sich, dies zu glauben. Er weigert sich zu glauben, dass Jischmael, ein jüdischer Glaubensbruder, für einen ausländischen Auftraggeber arbeitet.

Aber Jochanan bleibt hartnäckig. Er warnt ihn ein zweites Mal, wie es im Text heißt, רַתְסָב, im Geheimen. Warum aber heißt es, dass dies im Geheimen geschah? Möglicherweise hat Jochanan Folgendes gesagt: „Gedalja, ich verstehe sehr wohl deine Geste der Einigkeit, deine Machtdemonstration, aber warum lässt du mich diese Angelegenheit nicht für dich regeln? Lass mich gehen und Jischmael ausschalten. שְׂיָאָר, עָדִי אֵל, und mach dir keine Sorgen, niemand wird es erfahren!“

„Gedalja“, so warnt er, „denke an die Alternative! הַמֶּלֶךְ הַזֶּה, wie können wir es zulassen, dass er dich einfach tötet? Du weißt, was dann geschieht, Gedalja, du

weißst doch, was passiert, wenn er dich tötet? וַצִּבְנֵי הַדְּוָהִי-לְכֶם וּצְבָרְקָה מִיְצָבְרָקָה, alle, die sich hier in Judäa versammelt haben, werden zerstreut werden. הַדְּבָאָו, הַדְּוָהִי תִירָאָשׁ, und die Überreste von Juda, die du erhalten hast, werden verloren sein. Dieses noch ungesicherte Vorhaben, an dem du arbeitest, es wird zerschlagen – und alles wird zerstört.“

Viele von uns erinnern sich nicht einmal daran, dass Gedalja überhaupt gewarnt worden ist. Warum eigentlich ist dieser Moment Teil der Geschichte? Um uns zu verdeutlichen, wie naiv Gedalja war? Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Wie auch immer, wenn wir die Geschichte mit- und weiterverfolgen, packt uns das Entsetzen!

Wäre dies ein Film, würden wir in Richtung unseres Bildschirms schreien: „Gedalja, nimm die Beine in die Hand! Lauf schnell weg! Oder nimm dir wenigstens ein paar Leibwächter!“ Aber Gedalja weigert sich erneut, Jochanans Bericht zu glauben.

Und dann, יַעֲיָבֶשׁה שְׂדֵחָב יְהִי, geschah es im siebten Monat – dem Monat *Tischri*, יַעֲמִשְׁלָא-וְרַב הַיְנֻתָּנ-וְרַב לְאֶעֱמָשִׁי אָב, Jischmael kommt, und dieses Mal erfahren wir etwas mehr über ihn, und erhalten sogar einen Hinweis auf sein mögliches Motiv. Er ist erhalten sogar einen Hinweis auf sein mögliches Motiv. Er ist יַבְרֹו הַכּוֹלְמָה עֶרְזָמ, Jischmael ist von königlicher Abstammung, er stammt aus der jüdischen Königsfamilie und war ein Berater des vorherigen Königs, der von den Babyloniern ins Exil geschickt wurde. וְתָא מִיִּשְׁנָא הַרְשָׁעוּ, auch wird er begleitet von zehn Männern.

Sie alle kehren in Gedaljas Haus in Mizpa ein, מִסָּהֶל קָשׁ וּלְכֹאֲוִי, und setzen sich nieder, um mit Gedalja gemeinsam Brot zu brechen. Für Gedalja ist dies ein großer Erfolg. Jischmael ist ein Mitglied der Königsfamilie – seine Unterstützung könnte bei der Wiederherstellung der Regierungsmacht in Juda von großem Nutzen sein.

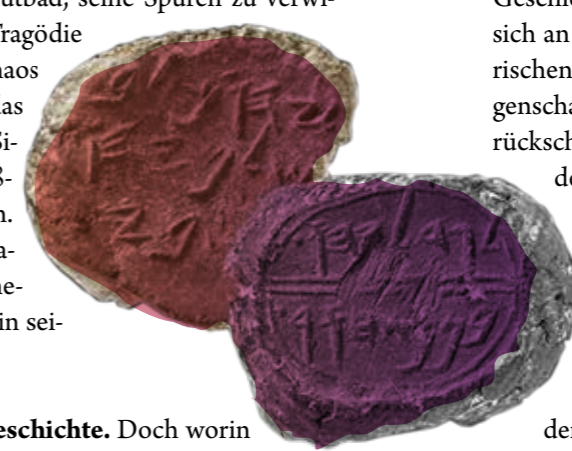
Aber dann, während sie miteinander speisen, וַיִּקָּם וַיִּשְׁמַעֲלָ בָן-, erheben sich Jischmael und seine zehn Männer, וַיִּשְׁרֹתוּ הָאֲנָשִׁים אֲשֶׁר-הָיוּ אִתּוֹ וַיָּכּוּ אֶת-גְּדַלְיָהוּ בֶן-אֲחִיקָם בֶּן-שָׁפָן בַּחֶרֶב-וַנְּקִמָת, und töten Gedalja mit dem Schwerte.

Gedalja, לְבָב-דְּלִמָּה דִּיקְפָּה-רָשָׁא, den der König von Babylonien zum Verwalter des Landes ernannt hatte, wie uns der Text in Erinnerung ruft, war die letzte Hoffnung des jüdischen Volkes auf politische Unabhängigkeit gewesen. Doch Jischmael und seine Männer machen seine Träume zunichte. Sie töten auch alle anderen, die dort versammelt waren – Juden wie Nichtjuden. Ein Blutbad lässt das jüdische Volk führungslos zurück.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufgeht, hat sich die Nachricht des Massakers noch nicht herumgesprochen. מִיִּשְׁנָא וְאֲבִיּוּ מִיְצְפָה, achtzig Männer treffen aus Schechem, Schilo und Samaria ein, וַיִּחְלְגֻם, sie haben ihre Bärte geschoren, sie haben ihre Kleider zerrissen und sich aus Trauer über die Zerstörung des Tempels ins Fleisch geschnitten. Vergegenwärtigen wir uns, dass sie nicht wissen, was mit Gedalja geschehen ist. Sie weinen wegen der Tempelzerstörung.

Jischmael zieht ihnen von Mizpa aus entgegen, וַיֵּצֵא וַיִּשְׁמַעֲלָ בֶן-נְתַנְיָה לְקִרְאָתָם, מִן-הַמַּצְפָּה, und auch er weint, während er auf sie zugeht – aber nur zum Schein. Er grüßt sie und sagt, בָּאוּ אֵל-גְּדַלְיָהוּ בֶן-אֲחִיקָם, kommt, lasst uns zu Gedalja gehen. Wir wollen ihn besuchen.

Doch er stellt ihnen nur eine Falle. רִיעָה, דְּוֹת-לָא סְאוּבָב, יְהִי, denn als sie die Stadt erreichen, הִינְתָּן-וְרַב לְאֶעֱמָשִׁי מִסְחָשִׁי, schlachten Jischmael und seine Männer die Flüchtlinge und werfen sie in eine Grube. Warum tut er dies? Möglicherweise will er all jene beseitigen, die Gedalja gegenüber die Treue hielten. Vielleicht will er nicht, dass seine Schreckenstat entdeckt wird, und versucht mit diesem weiteren Blutbad, seine Spuren zu verwischen. Wie dem auch sei, die Tragödie setzt sich fort. Nach all dem Chaos und dem Aufruhr begibt sich das Volk auf die Suche nach mehr Sicherheit und macht sich schließlich auf den Weg nach Ägypten. Damit endet erstmals seit den Tagen Jehoshuas die ununterbrochene Präsenz des jüdischen Volkes in seinem Land.



Eine schreckliche, tragische Geschichte. Doch worin besteht die Lehre für uns? Und weshalb ist ihr ein eigener Fastentag gewidmet? Erscheint es uns nicht fast wie *Tischa Be'av*? Handelt es sich hier um einen anhaltenden Epilog, als würden wir auf der Tragödie ewig herumreiten wollen? Reicht ein Tag

der Trauer über die babylonische Zerstörung nicht aus?

BIBLISCHE VERBINDUNGEN ZU GEDALJA

Es gibt jedoch etwas an dieser Geschichte von Gedalja, das anders ist. Etwas, das auch Jahre später noch eine eigenständige Bedeutung für uns hat, so dass sie es wert ist, dass wir ihrer gesondert gedenken. Gemeinsam mit Ihnen möchte ich nun versuchen, einem Teil dieser Bedeutung auf die Spur zu kommen.

Betrachten wir das Ende der Geschichte: Jischmael nimmt die Leichen derer, die er niedergemetzelt hat, und wirft sie לְ-דֹת, in eine Grube.

Wo ist uns schon einmal so etwas Ähnliches begegnet? Etwa in jener anderen Geschichte, in der ein Mann unter einem fremden König zur Macht aufsteigt und seine Position nutzt, um sich um seine Brüder zu kümmern? Wo die durch seine Brüder erlittene Misshandlung die Familie auf einen Weg bringt, der schließlich im ägyptischen Exil endet? Es ist die Geschichte von Josef und seinen Brüdern.

Gibt es nicht zwischen der Geschichte von Gedalja und der Erzählung vom Verkauf von Josef unheimlich anmutende Parallelen? Ich meine, dass diese Parallelen nicht zufällig sind. Sie sind in unserer Geschichte allgegenwärtig: Erinnern Sie sich an Nebusaradan, den obersten militärischen Offizier, der Jeremia aus der Gefangenschaft befreit und ihn zu Gedalja zurückschickt? Sein Amtstitel war מִיְרֻבָּב-בֶּרֶךְ, der oberste Schlächter. Ein seltsamer Name, der sich möglicherweise auf seine militärischen Fähigkeiten bezieht. Außerdem ist er aber auch eine geschickte Anspielung. Wo ist die einzige andere Geschichte, in der wir einen Sar Hatabachim finden? Potifar, der Josef zuerst kauft, ist der Sar Hatabachim, der Minister der Metzger!

Das ist schon mal ganz nett. Doch es ist

noch nicht alles. Nebusaradan sagt Jeremia, dass er nach Israel zurückkehren darf: „וּפְּשׁוּ-בְּמִקְוֵי-חַמָּה-בֶּן-הַיְלָדִים לֹא הָבִישׁוּ, und kehre zu Gedalja, dem Sohn Achikams, des Sohnes Schafans zurück, אֲשֶׁר הָשָׂה הַמֶּלֶךְ לְבָב־דְּלָמַד דִּיקְפָה von Babylonien in allen Städten Judas eingesetzt hat.“ Und dieses Wort, hifikid, was „ernennen“ oder „anvertrauen“ bedeutet, begegnet uns überall in der Geschichte von Josef.

Zum ersten Mal wird es verwandt, als Potifar ihn zum Oberhaupt seines Haushalts ernannt. Und dann, als Josef ins Gefängnis geworfen wird, דִּיקְפִּי, wird er wiederum ernannt, diesmal zum Leiter des Gefängnisses. Später, als Josef zum ersten Mal vor Pharaos erscheint, rät er ihm, Leute im ganzen Land zu ernennen. Und die Worte, derer er sich dabei bedient, sind: מִיְדֵי-דִיקְפִּי.

Doch damit nicht genug. Jischmael und seine Bande werden als zehn Männer beschrieben, die sich zum Brotbrechen hinsetzen: וְהָיוּ עִשְׂרֵי אֲנָשִׁים... וְהָיוּ עִשְׂרֵי אֲנָשִׁים. Welches sind jene anderen zehn Männer, die sich einst zum Brotbrechen zusammensetzten, bevor sie sich anschickten, das abscheulichste aller Verbrechen zu begehen? Die Brüder Josefs waren zehn Männer. Josefs Bruder Benjamin, ebenfalls ein Kind Rachels, war nicht an dem Verkauf beteiligt, wohl aber die anderen zehn Brüder. Und was haben sie laut dem Text unmittelbar vor dem Verkauf Josefs in die Sklaverei getan? וּבְשִׂי, die zehn Brüder setzten sich, um Brot zu brechen...

Und vergessen wir nicht, auf welche Weise Gedalja ermordet wurde: Durch Verrat, Täuschung und Hinterlist. Sie täuschten Gedalja und lockten dann die Flüchtlinge, die am nächsten Tag zu ihm kamen, in einen Hinterhalt. Diese Flüchtlinge, so sagt uns der Text, kamen aus Schechem – dem Ort, an dem sich der Verkauf Josefs ereignete. Dem Ort, an den Jakob Josef schickt, um seine Brüder zu finden.



Arglistig lockt Jischmael die Flüchtlinge in seine Falle, jene trauernden Männer, die ihre Kleider zerrissen haben und weinen. Um vorzutäuschen, dass er auf ihrer Seite steht, הלך הלך, geht Jischmael weinend hinaus, um sie zu begrüßen. Er vergießt Krokodilstränen.

Auch die Brüder täuschen falsche Tatsachen vor, und veranlassen andere, ihre Kleider zu zerreißen und zu trauern. Als die Brüder den blutigen Mantel Josefs zu ihrem Vater Jakob bringen, heißt es „וַיִּתְלַמֵּשׁ בְּקַעֲי עַרְקָיו, und Jakob zerriss seine Kleider, וַיִּבְרַח מִיָּמָיו, er trauerte viele Jahre um seinen Sohn, וַיִּבְרַח, und er weinte um Josef“. Auch sie hätten dabei ihre eigenen Krokodilstränen vergießen müssen, um den Schein zu wahren.

Und da wir gerade von dem blutigen Mantel sprechen, rufen wir uns doch ins Gedächtnis, wie er überhaupt blutig wurde: וַיִּשְׁחָטוּ, die Brüder schlachteten einen Ziegenbock und benutzten sein Blut, um ihren Vater zu täuschen.

Eben dieses Wort wird verwendet, um zu beschreiben, was Jischmael den Flüchtlingen aus Schechem antut: וַיִּשְׁחָטוּ, er schlachtet sie.

Und hier ist das, was für mich die Sache besiegelt. Jischmael wirft seine Opfer לַאֲדָמָה, in die Grube. Hört sich das nicht an, als sei es direkt der Josefs Geschichte entnommen? „וַיִּתְלַמֵּשׁ, seine Brüder packten ihn, וַיִּתְלַמֵּשׁ, und sie warfen ihn in die Grube.“ Es ist, als ob der Text uns zuruft: Da geschieht es wieder – die Geschichte von Josef!

Und nun stehen wir vor der offensichtlichen Frage: Weshalb? Aus welchem Grund gibt es hier all diese Parallelen? Was hat es damit auf sich? Hört man die Geschichte von der Ermordung, so muss man sich mit Gedalja identifizieren – er ist der Gute, und Jischmael und seine abscheuliche Bande von zehn Männern sind die Übeltäter. Kennen Sie aber das Problem mit Geschichten über „die Guten“ und „die Bösen“? Sie enthalten keine wirklichen Lehren.

WAS LEHRT UNS DIE GESCHICHTE VON GEDALJA?

Was nun können wir von Zom Gedalja lernen? Morde nicht! Schön, und was gibt's zum Fastenbrechen? Möchte jemand Bagels und Lachs? Was aber, wenn die Geschichte etwas vielschichtiger ist... Wer war Jishmael, und was hat ihn angetrieben?

Wenn wir uns schon an die Geschichten im Buch Genesis erinnern, lassen Sie uns noch weiter zurückgehen, zu Jischmael, dem Sohn Abrahams. Jischmael war Abrahams Erstgeborener, aber es war Isaak, nicht Jischmael, der dazu auserkoren war, das Erbe seines Vaters fortzuführen. Obgleich er Abrahams Ältester war, wurde Jischmael in der Familie der zweite Rang zugewiesen.

Und nun, viele Generationen später, sehen wir einen anderen Jischmael, der von königlicher Abstammung ist, der dem König von Juda gedient hat und jetzt mit ansehen muss, wie jemand anderes aus seiner Familie, seinem Volk, den Thron besteigt. Und er kann es nicht ertragen. Er sieht Gedalja nicht als seinen Bruder, sondern als einen Gegner. Einen Feind, den es zu beseitigen gilt. Und wissen Sie was? Dies ist nicht die einzige Geschichte eines Geschwisterkonflikts, in der ein Jischmael auftaucht.

Außerdem hat er einen überraschenden Auftritt in der Geschichte von Josef und seinen Brüdern. Erinnern Sie sich, was sie beschlossen, als Josef in der Grube saß? Sie sagten: „וַיִּמְכְּרוּ אֶת-יֹסֵף, lasst ihn uns an die Ismaeliten verkaufen. An die Nachkommen Jischmaels, des ersten zurückgewiesenen Bruders in unserer Familie.“

Es ist so, als hätten sich die Brüder Josefs auch mit Jischmael, dem verstoßenen Sohn, identifiziert und ihren Verdruss in einem Racheakt an ihrem Bruder zum Ausdruck gebracht. Dies ist der eigentliche Hintergrund für den Verkauf von Josef: Brüder, die miteinander streiten, einander

verraten. Im Kern ist die tragische Geschichte von Gedalja eine Wiederholung dieser selben Dynamik.

Gedalja war ein Hoffnungsschimmer, ein Licht am Ende eines finsternen Tunnels. Der Grund für den Niedergang war jedoch, dass Brüder einander in den Rücken fielen. Wir kennen die genauen Beweggründe nicht; vielleicht war Jischmael eifersüchtig auf Gedalja und meinte, dass er eigentlich die Verantwortung tragen müsse. Vielleicht war es auch selbstgerechter Zorn – man bedenke, dass Gedalja vom babylonischen König ernannt worden war; vielleicht meinte Jischmael, dass Gedalja Verrat beging und mit dem Feind zusammenarbeitete. Wie auch immer, Gedalja und Jischmael waren von unterschiedlicher politischer Gesinnung, und für Jischmael heiligte der Zweck die Mittel.

Aber versetzen wir uns in die Lage von Gedalja. Warum wird uns berichtet, dass er gewarnt wurde? Um uns seine Naivität vor Augen zu führen? Das glaube ich nicht. Als Gedalja von einer Verschwörung des einen Bruders gegen den anderen erfährt, will er es einfach nicht wahrhaben.

In Gedaljas Weltbild richten Brüder einander auf, sie bringen sich nicht zu Fall. Aber der Text weist uns darauf hin, dass Jochanan ihn ein zweites Mal warnt, diesmal רַחֵם, im Geheimen. Jochanan sagt שְׁפֹן הַכֶּבֶד הַקָּל, wie können wir es zulassen, dass er dich einfach tötet? Auch diese Worte sind der Geschichte von Josef entlehnt. Es sind die Worte, mit denen Reuven seine Brüder um Gnade für Josef bittet: שְׁפֹן וְיָכַן אֵל, lasst uns nicht zu Mördern werden. Was geht hier vor? Warum werden wir zwei Mal von der Warnung unterrichtet und von dem Umstand, dass sie einmal im Geheimen erfolgte?

WARUM FASTEN WIR AM ZOM GEDALJA?

Der Text sagt uns, so meine ich, dass Gedalja sich sehr wohl auf das Niveau von

Jischmael hätte herablassen können. Er hätte die Taktik von Josefs Brüdern anwenden können. Schließlich wurde er gewarnt. Auch bei ihm hätte der Zweck die Mittel heiligen können. Doch Gedalja will nichts davon wissen. Selbst im Stillen, selbst wenn niemand davon erfährt, wird er das Blut seines Bruders nicht vergießen.

Das ist also die Lehre, die ich aus Zom Gedalja ziehe: Oftmals vertreten wir selbstgerechte politische Ansichten.

Mitunter glauben wir, dass wir so sehr im Recht sind und unsere Gegner derart im Unrecht, dass wir den Zweck die Mittel heiligen lassen. Zwar ziehen die meisten Menschen nicht in Erwägung, ihre politischen Gegner zu ermorden, das wäre wohl ein wenig extrem – obwohl es in unserer jüngeren Geschichte solche idealistisch motivierten Attentate gegeben hat – doch wie viele von uns verlieren die Menschlichkeit, die Brüderlichkeit, die unser Volk zusammenhält, aus den Augen?

Man bedenke, wie wir mit Menschen umgehen, mit denen wir politisch nicht übereinstimmen. Wie leicht verlieren wir durch unsere Selbstgerechtigkeit den Blick für die Menschen, die auf der anderen Seite des Ufers stehen? Wie schnell stoßen wir sie mit dem Vorwurf zurück: „Es sind Leute wie ihr, die unser Land zerstören!“

Die jüdische Geschichte ist voll von Sinat chinam, von Brüdern, die sich gegeneinander wenden. Wir spalten uns in kleine Lager auf und jede Seite denkt, dass nur sie im Recht ist, während das große Vorhaben des Wiederaufbaus einer Nation, der Rückkehr, der Wiedergeburt und der Einheit tragischerweise übersehen wird. Das ist es, was zwischen Josef und seinen Brüdern vor all den Jahren geschah, es wiederholt sich hier, im Fall von Gedalja und Jischmael, und es geschieht auch heute noch mit uns.

WORUM GEHT ES WIRKLICH BEIM ZOM GEDALJA?

Ich glaube, dass diese Geschichte eine wichtige Botschaft enthält, insbesondere für diese Zeit des Jahres. An Rosch Haschana verbringen wir zwei volle Tage damit, uns ganz auf Gott zu konzentrieren, unseren König, Schöpfer und Vater. Doch wenn wir einen Vater haben, dann haben wir auch Geschwister. Und wenn wir uns an Rosch Haschana wieder auf unseren Vater besinnen, finden wir in den Asseret Jemej Teschuwa – den Bußtagen vor Jom Kippur – wieder zu unseren Geschwistern.

Es ist die Zeit, in der wir uns selbst auf den Prüfstand stellen. Ob ich, wenn es wirklich darauf ankommt, auch die Menschlichkeit in meinen Brüdern und Schwestern erkenne? Gelingt es mir, eine gemeinsame Grundlage der Kommunikati-

on zu finden? Vermag ich die Grenze zu überwinden und ihnen von Mensch zu Mensch zu begegnen, um zu sehen, was wir gemeinsam erreichen können?

Nur wenn ich mich mit meinen Brüdern und Schwestern aussöhne, erst wenn ich beginne, mich als Teil einer größeren Familie zu sehen, kann ich hoffen, mich ganz mit Gott, unser aller Vater, zu verbinden. Ich wünsche Ihnen ein leichtes und sinnliches Fasten. ■





DER SCHERBENHAUFEN BLEIBT

Documenta fifteen – Kunst, Israel-Boykott und Antisemitismus

Es war ein Skandal mit Ansage: Einer, der nicht auf leisen Sohlen daherkam, so dass man ihn leichthin hätte übersehen können. Nein. Es war ein Eklat, der sich mit Tröten und Fanfaren angekündigt hat. Und im Mittelpunkt steht die documenta fifteen – die wohl größte Kunstausstellung der Welt, die von einem handfesten Antisemitismusskandal heimgesucht wurde. Einem Skandal, der sich in einer „judenfreien“ Kunstausstellung und mehreren antisemitischen Bildern niederschlug und der im Spannungsfeld von Kunstfreiheit, Zensur, Israelboykott und dem falschen Verständnis unterschiedlicher kultureller Sichtweisen erst entstehen konnte. Doch worum ging es? Und was war geschehen?



© Foto: Uwe Zucchi/dpa. Auffällige Nähe zur bundesdeutschen Demo-Folklore? Das Plakatbild „People's Justice“ des indonesischen Künstlerkollektivs Taring Padi wird wegen antisemitischer Bildsprache abgebaut.

Die documenta – also die wohl bekannteste Kunstausstellung der Welt, die alle fünf Jahre im beschaulichen Kassel stattfindet – sollte dieses Mal anders werden. Anders als alle bisherigen documentas. Weshalb man sich entschloss, den Blick vom Westen abzuwenden und ihn stattdessen auf den sogenannten globalen Süden zu richten. Zwar wurde dieser Süden nicht näher definiert, dafür wurde allerdings das Ziel in idealisierenden Worten gesteckt: Man wollte so Stimmen zu Wort kommen lassen, die sonst nicht ausreichend gehört wurden. Die stets von den dominanten westlichen Stimmen übertönt wurden. Und die dennoch wahrgenommen werden müssten, um das Gemälde der Wirklichkeit zu vervollständigen. Deshalb sollte aus dem gewohnten Blick des Westens auf den globalen Süden diesmal der Blick des globalen Sü-

Man wollte so Stimmen zu Wort kommen lassen, die sonst nicht ausreichend gehört wurden. Die stets von den dominanten westlichen Stimmen übertönt wurden.

dens auf den Westen werden. Und um dieses hehre Ziel zu erreichen, beauftragte man das indonesische Künstlerkollektiv Ruangrupa mit der künstlerischen Leitung der Ausstellung.

Das war neu. Aufregend. Anders. Ein Kollektiv als Leitung, und noch dazu aus einem Winkel der Welt, der normalerweise maximal als Urlaubsziel Interesse weckt.

RUANGRUPA UND IHRE NÄHE ZUR BDS-BEWEGUNG

Irgendwann wurden dann allerdings die ersten – überwiegend jüdischen – Stimmen vernehmbar, die sich von den romantisierenden Motiven der Verantwortlichen nicht blenden ließen, sondern etwas genauer hinschauten. Dabei fiel auf, dass einige Mitglieder des Kollektivs eine auffällige Nähe zur BDS-Bewegung pflegten. BDS steht für Boykott, Desin-

vestition und Sanktion. Es ist eine Organisation, die Israel zu einer Änderung der Palästinenserpolitik zwingen will. Die das Ende der sogenannten Besetzung palästinensischer Gebiete und ein Rückkehrrecht der Palästinenserinnen und Palästinenser ins israelische Kernland verlangt. Boykotte, Desinvestitionen und Sanktionen sollen dabei helfen, den Staat Israel wirtschaftlich, kulturell und politisch zu isolieren, zu ächten und in die Knie zu zwingen. Dabei bestreiten führende Vertreterinnen und Vertreter von BDS das Existenzrecht Israels ganz offen und wollen den Staat als solchen abschaffen. Mit anderen Worten: BDS ist nicht nur politisch, sondern offen antisemitisch. Was auch der Deutsche Bundestag im Jahr 2019 in einem Beschluss feststellte.

Wie dem auch sei. So antisemitisch die BDS-Bewegung auch sein mag, so wenig verboten ist es, sie zu unterstützen. Und das gilt für indonesische Künstlerkollektive genauso wie für jeden anderen auch.



Quelle: RechercheNetzwerk Berlin

KEINE ISRAELISCHE KUNST WEIT UND BREIT

Wenn nun aber ausgerechnet einige dieser BDS-Unterstützer die künstlerische Verantwortung für die größte Kunstausstellung der Welt haben, und wenn man bedenkt, dass der kulturelle Boykott Israels in der Kunst- und Kulturszene immer mehr um sich greift, dann müssten eigentlich bei jeder und jedem die Alarmglocken klingeln. Tatsächlich klingelten sie zunächst nur bei wenigen, vor allem jüdischen Organisationen, wie dem Zentralrat der Juden, dem American Jewish Committee und anderen. Und deshalb wiesen diese schon vor

Monaten mündlich und schriftlich auf die Bedenken und die Gefahren hin, welche die diesjährige documenta begleiten. Erst recht nachdem bekannt wurde, dass unter den unzähligen Künstlerinnen und Künstlern der Ausstellung niemand aus Israel kommt – und das obwohl Israelis in der zeitgenössischen Kunst- und Kulturszene keine unbedeutende Rolle spielen.

Freilich könnte das auch alles reiner Zufall sein. Ein Künstlerkollektiv, dessen Mitglieder zum Teil einer Bewegung nahestehen, die den kulturellen Boykott Israels als Kampfstrategie gewählt hat und die nun keinen einzigen israelischen Künstler zur größten Kunstausstellung der Welt einlädt. Mit anderen Worten: eine judenfreie Ausstellung. Ein Schelm, der Böses dabei denkt.

KUNSTFREIHEIT ODER FEHLENDE VERANTWORTUNG?



Ruangrupa / Foto: Gudskul / Jin Panji 2019

Jedenfalls wurden Briefe geschrieben und Gespräche geführt. Mit den zuständigen Bundes- und Landesministern etwa, oder mit der documenta-Leitung und dem Aufsichtsrat. Es wurde einerseits Unterstützung angeboten und andererseits rechtzeitiges Handeln gefordert. Denn mittlerweile wurden die warnenden Stimmen immer lauter, die befürchteten, dass es nicht bei der judenfreien Ausstellung allein bleiben könnte. Sondern dass auch antisemitische

Kunstwerke zu erwarten seien. Doch alle Anstrengungen blieben ohne sichtbaren Erfolg. Denn Leichtgläubigkeit, Romantik, blindes Vertrauen in die documenta-Verantwortlichen und das kuratorische Kollektiv sowie das Pochen auf die Freiheit der Kunst dominierten die Debatte.

Die jüdischen Sorgen jedenfalls wuchsen unvermindert weiter, je näher die Eröffnung der documenta rückte. Denn weder eindringliche Warnungen noch flehentliche Appelle brachten etwas ein. Stattdessen zogen sich die Verantwortlichen in Bund, Land und Stadt auf bequeme und altbekannte Positionen zurück.

WIE TÄTER SICH ZU OPFERN ERKLÄREN

Als der documenta-Führung irgendwann allerdings schwante, dass an den Bedenken durchaus etwas dran sein könnte, flüchtete man sich in die Idee, Gesprächspodien zu organisieren, um Diskussionen zu führen und den verschiedenen Sichtweisen Geltung zu verschaffen. „We need to talk“ hieß das geplante Format, mit dem die documenta-Führung glaubte, den antisemitischen Geist wieder in die Flasche zurückzwängen zu können.

Das Problem war allerdings, dass die Podien so einseitig und BDS-lastig besetzt werden sollten, dass an verschiedene Sichtweisen und eine offene Diskussion von vornherein nicht zu denken war. Weswegen die Podien kurzfristig wieder abgesagt wurden.

Gleichzeitig fühlte Ruangrupa, also das kuratierende Künstlerkollektiv, sich vorverurteilt und missverstanden. Es veröffentlichte einen offenen Brief, in dem es alle Vorwürfe zurückwies und seinerseits lautstark Rassismuskorrekturen erhob. Ganz nach dem Motto: „Haltet den Dieb!“

ISRAEL IN SCHUSSLINIE: LETTER AGAINST APARTHEID

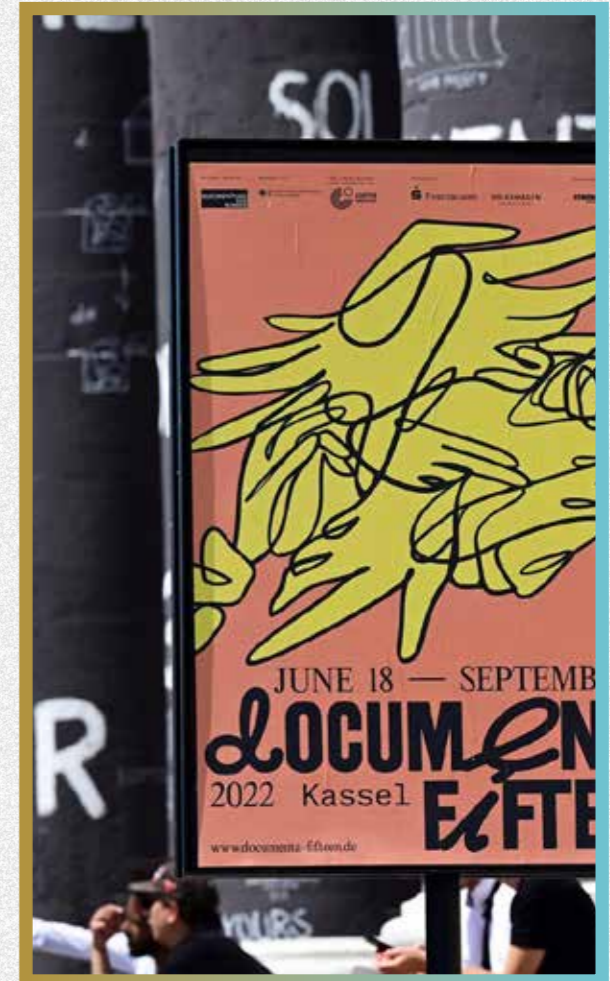
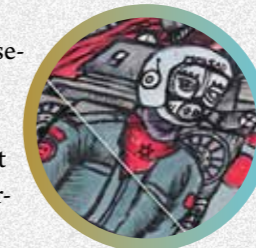
Dieser offene Brief, mit dem sich Ruangrupa einerseits rechtfertigte und andererseits selbst zum Opfer erklärte, wurde auf der Seite des Online-Kunstmagazins „e-flux“ veröffentlicht. Ausgerechnet dieses Online-Kunstmagazin hatte einige Monate zuvor mit dem „Letter Against Apartheid“ von sich reden gemacht. In diesem aggressiv-propagandistischen Brief wurde – wie sollte es anders sein – der jüdische Staat dämonisiert und verteufelt. Israel wurde darin als „Apartheidsystem“ verunglimpft. Außerdem wurden dem jüdischen Staat ethnische Säuberungen, Kolonialismus und Verbrechen gegen die Menschlichkeit angedichtet. Mit anderen Worten: Man feuerte in dem „Letter Against Apartheid“ eine antisemitische Salve nach der anderen auf den Judenstaat ab.

Ruangrupa befand sich mit seinem offenen Brief also in bester Gesellschaft. Und eigentlich hätte es niemanden wundern dürfen, dass – wie sich später herausstellte – nicht wenige Kuratoren und Künstler der documenta fifteen zu den Mitunterzeichnern des israel-feindlichen „Letter Against Apartheid“ zählten.

JÜDISCHE GEHEIMAGENTEN MIT SCHWEINSGESICHT

Jedenfalls kam es am Ende, wie es kommen musste: Die documenta öffnete ihre Pforten, und unter der Vielzahl von Kunstwerken fanden sich auch solche mit eindeutig antisemitischer Bildsprache.

Jüdische Geheimagenten mit Schweinsgesicht und großem Davidstern etwa. Oder ein vampir-



© picture alliance / dpa / Uwe Zucchi

ähnlicher Jude mit Schläfenlocken, Kippa, blutunterlaufenen Augen, Reißzähnen und SS-Zeichen auf dem Hut. Es sind Bilder, wie man sie aus dem Propagandablatt der Nazis, dem Stürmer, nur allzu gut kennt. Und es sind Bilder, von denen man nicht geglaubt hätte, dass es jemals wieder möglich werden könnte, diese auf deutschem Boden prominent und weithin sichtbar auszustellen.

Und so beschwichtigend die Verantwortlichen gerade noch reagiert haben, so hektisch wurde es nun. Das riesige Bild wurde erst einmal aufgehängt und dann nach einigen Tagen ganz abgebaut. Auf politischen Druck, wie es ein Verantwortlicher freimütig zugab.

WIDERLICHE MACHWERKE

Es folgte eine halbherzige Entschuldigung des Künstlerkollektivs, welches das widerli-

che Machwerk verantwortete. Eine Erklärung, die deutlich machte, dass dieses Bild in ihrer Welt keinerlei Anstoß erzeuge. Was es umso schlimmer machte. Was aber auch keinen überraschte, der die Bildsprache in weiten Teilen der muslimischen Welt kennt, wo der Hass auf Israel und jüdische Menschen nach wie vor als kleinster gemeinsamer Nenner und als gesellschaftliches Bindemittel taugt.

Doch gab es durchaus noch mehr zu sehen. Etwa das Bild Guernica Gaza, in dem die israelischen Streitkräfte mit der Wehrmacht gleichgesetzt werden – also die brutale und gezielte Vernichtung der spanischen Zivilbevölkerung von Guernica im Jahr 1937 durch die deutsche Legion Condor mit den Aktionen der israelischen Armee im Gazastreifen.

Und einiges mehr.

VON WEGEN DIALOGE – PROMINENT AUSGESTELLTER JUDENHASS!

Nun war der befürchtete GAU also Wirklichkeit geworden. Und alle suchten Deckung vor dem Niederschlag des antisemitischen Störfalls. Und waren verwundert, dass da, wo BDS draufsteht, Antisemitismus drin ist. Und irritiert, dass der globale Süden den Juden Hass so ungeniert vor sich herträgt und gar nichts Anstößiges daran findet. Und so wurde etwas von Kunstfreiheit und deren Grenzen und von Inakzeptablem und Beleidigungen und Verletzungen erzählt. Es wurde gesagt, dass man jetzt genau hinschauen müsse. Und dass man lückenlos aufarbeiten müsse. Und dass man darüber reden müsse. Am besten im Dialog. Und wieder wurde ein Gesprächsformat geplant. Und diesmal fand es tatsächlich statt. Und es saßen sogar jüdische Menschen auf dem Podium, die keine BDS-Anhänger sind. Doch auch das sollte nichts helfen, da man vollständig aneinander vorbeiredete. Denn während die einen von klar antisemitischer Bildsprache sprachen, flüchteten die anderen sich in Interpretationsspielräume und unterschiedliche kulturelle Sichtweisen. Als könnte

man den in Bildern manifestierten und prominent ausgestellten Juden Hass damit erklären oder relativieren.

POLITISCHES VERSAGEN, IGNORANZ, UNWILLIGKEIT

Und all jene, die eben noch beschwichtigt, abgewiegelt oder ignoriert haben, verlangten auf einmal kompromisslose Aufklärung und lückenlose Aufarbeitung. Beeindruckend, wie geschmeidig die Fahnen mit dem Wind wehen. Dabei tragen viele Verantwortung dafür, dass es überhaupt dazu kam. Von den zuständigen Bundes- und Landesministern, über den Aufsichtsratsvorsitzenden und die Generaldirektorin bis hin zu dem kuratorischen Kollektiv. Sie alle sind dafür verantwortlich, dass erstmals nach Ende der Nazizeit offen antisemitische Bilder so prominent ausgestellt werden konnten. Gefördert von Bund, Land und Kommune und finanziert von deutschem Steuergeld. Sie haben es zu verantworten, dass die größte Kunstaustellung der Welt von einem Antisemitismuskandal erfasst wurde, der seinesgleichen sucht. Und sie haben es zu verantworten, dass kaum mehr jemand über die Kunst, die Perspektive des globalen Südens oder sonst etwas spricht, was mit der documenta zu tun hat, sondern vor allem über Antisemitismus und politisches Versagen. Über Unwilligkeit oder Unfähigkeit. Über Ignoranz und Überheblichkeit.

DER SCHERBENHAUFEN BLEIBT

Die Aufarbeitung der Vorgänge wurde skurrilerweise der Generaldirektorin der documenta höchstpersönlich übertragen – also einer der Hauptverantwortlichen für den Skandal. Womit man den Bock zum Gärtner machte. Und diese zögerte nicht lange, um sich einen willigen jüdischen Helfer zu besorgen, der ihr aus dem Schlamassel heraushelfen sollte und die Bereitschaft mitzubringen schien, den Verantwortlichen und der Weltausstellung einen Persilschein auszustellen. Doch auch dieses Ansinnen scheiterte. Denn der Alibi-Jude warf seinen Beraterjob nach nur zwei Wochen wieder hin – und zwar wegen der offensichtlichen Unwilligkeit und der mangelnden Kooperation der documenta-Führung bei der Aufarbeitung.

Und wieder begann das beschämende Spiel von neuem und es hagelte Schuldzuweisungen an allen Fronten. Jeder beschuldigte jeden und keiner will es gewesen sein. Eine gute Nachricht gab es dann aber doch noch: Nachdem der mediale wie der politische Druck zu groß wurden, trat die Generaldirektorin der documenta widerwillig, aber völlig zurecht zurück.

Der Scherbenhaufen allerdings bleibt. Und mit ihm das ungute Gefühl, dass der Antisemitismuskandal der documenta fifteen nicht der letzte seiner Art bleiben dürfte. ■

Eschet Chail im Hubschrauber: Jüdische Frau im Hier und Jetzt



Über die
Stellung der

jüdischen Frau wird seit Jahrtausenden diskutiert. Von der Orthodoxie bis hin zum traditionellen Judentum wird jedoch heutzutage zunehmend deutlicher: Die Rolle der modernen jüdischen Frau hängt vorwiegend von ihrer eigenen Entscheidung ab, wie sie selbst leben, sich persönlich entwickeln, ob sie eine Familie haben, und wenn ja, wie sie ihre Kinder erziehen möchte. Das Gemeindemagazin des BtJ hat vier engagierte deutsche Jüdinnen danach befragt, wie sie sich selbst als moderne jüdische Frauen sehen, welchen Herausforderungen sie in ihrem Lebensumfeld ausgesetzt sind und ob man als orthodox oder traditionell lebende Jüdin automatisch eine bestimmte Rolle zugewiesen bekommt. Marina B. Neubert führte die Gespräche.

Nadia Schapiro:

Selbstverständlich klettere ich über den Zaun!

Nadia Schapiro ist Mutter von sechs Kindern und Fachärztin für Anästhesie mit der Zusatzqualifikation Notfall- sowie Intensivmedizin. Seit elf Jahren arbeitet sie in der DRK Klinik Berlin, Westend, auf der Intensivstation und im OP in einer Klinik für Geburtshilfe. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Israel ist sie mit ihrem Mann nach Berlin gezogen. Sie lebt mit ihrer Familie streng nach den jüdischen Gesetzen und versteht sich als „modern-orthodox“.

Frau Schapiro, Sie halten als jüdische Frau die wichtigsten orthodoxe Gesetze ein. Soweit ich weiß, gehört für eine orthodox lebende Frau eine angemessene Bekleidung, Zniut, dazu. Sie tragen aber auf unserem Foto eine Hose und eine Jacke. Ein Widerspruch?

Keinesfalls! Das ist meine Berufskleidung. Seit fast sieben Jahren bin ich als Notärztin in ganz Berlin tätig, oft auch mit dem Hubschrauber unterwegs. Deshalb kann ich



Als Notärztin im Einsatz

nicht während meiner Ansätze einen Rock tragen. Stellen Sie sich so eine Situation vor: Ein im Brand schwerverletzter Patient wartet auf mich hinter einem hohen Zaun, und das Tor ist abgeschlossen. Was mache ich dann? Selbstverständlich klettere ich über den Zaun, ohne darauf zu warten, dass irgendjemand einen Schlüssel findet und das Tor öffnet. Würde ich warten, würde ich das Leben meines Patienten aufs Spiel setzen. In der Notmedizin zählen Sekunden. Und hätte ich einen Rock an, wäre so eine Aktion gar nicht möglich! Sie wissen aber mit Sicherheit, was man im Judentum sagt: Wenn du nur einen Menschen rettetest, rettetest du die ganze Welt. Warum ich hier so ausführlich darüber spreche? Vielleicht um zu zeigen, was die wichtigste Idee für mich als jüdische Frau und Ärztin dabei ist: Nämlich nicht einen vorgeschriebenen Rock auf Teufel komm raus zu tragen, auch dort, wo er berufsbedingt nicht angemessen ist, sondern alles zu geben, um das Leben eines Menschen zu retten.

Tragen Sie auch in der Klinik eine Hose?

Ja, alle kennen die grünen oder die blauen OP-Pyjamas. Sie gehören zu meinem Berufsalltag. Ich bin ein erwachsener Mensch, der selbst einschätzen kann, was für mich als modern-orthodox lebende, jüdische Frau angemessen ist. Einen Teil aus der vorgeschriebenen Zniut-Bekleidung behalte ich aber überall, selbst bei meinen Hubschraubereinsätzen: meine Kopfbedeckung.

Sie tragen bunte Baumwollmützen, stets eine andere Farbe ...

Jaja, die Mütze muss farblich zu meiner Kleidung passen, das gehört dazu. Darauf achte ich.

Und wenn Sie gerade keinen Dienst haben?

Dann trage ich Röcke und Kleider, und das unglaublich gern!

Ich stelle mir unter Ihrem Dienstplan ein komplexes Gebilde vor, zeitlich angespannt und präzise. Wie gelingt es Ihnen, Ihre Dienstpläne in Ihr Familienleben zu integrieren? Oder andersrum?

Ich muss beides miteinander verknüpfen. Dazu gehört enorme Disziplin, wirklich. Ich habe zuhause im Wohnzimmer einen großen Bildschirm stehen mit einem Tagesplan für die Familie, für alle sichtbar. Den Plan mache ich gewöhnlich abends, manchmal auch einen Tag davor. Ich versuche alles so zu organisieren, dass die Familie, besonders meine Kinder, meine Abwesenheit nicht spüren. Ohne die Hilfe meines Mannes und der älteren Kinder wäre das wahrscheinlich gar nicht gegangen. Sie verstehen die Anforderungen meines Berufs, sie verstehen auch, dass



Im Kreis der Familie

mein Beruf ein Teil meiner Persönlichkeit ist, so dass sie es mit viel Respekt und Geduld mitmachen. Das gehört auch zum Judentum dazu, dass man Respekt voreinander hat und dass man einander hilft. Zum größten Teil funktioniert das auch ganz gut, nur manchmal nicht, und dann fällt es mir nicht leicht ...

Können Sie es mit uns teilen?

Für mich ist es das Schwierigste, wenn mein Dienstplan aus der Notfallmedizin es mir nicht erlaubt, bei allen wichtigsten Ereignissen im Leben meiner Kinder dabei zu sein. Manchmal geht es einfach nicht. Zum Glück sehr selten sind nur der Vater, die Geschwister, die Oma und der Opa dabei, ich aber nicht. Neulich gab es solch eine Situation, echt schmerzvoll für mich: Mein kleinster Sohn Eli, 5 Jahre alt, hatte eine Abschiedsfeier in der Kita, und ich hatte gerade einen Hubschrauberdienst. Ihm konnte ich das gut erklären, und er war damit einverstanden, aber ich selbst? Ich selbst musste die Tatsache, dass ich nicht dabei sein konnte, erstmal verarbeiten. Solche bitteren Pillen gibt es manchmal. Die muss ich schlucken.

Gibt es dann Trost?

Oh ja! (lächelt) Wenn ich zum Beispiel vor Schabbat nach Hause komme und meine dreizehnjährige Tochter Miriam die Challot bereits gebacken hat ... Meine Kinder helfen mir sehr, und selbst wenn die Müdigkeit mich manchmal überfällt, ich aber in ihre lichten Augen sehe, ihre Freude verspüre, wenn wir Woche für Woche als glückliche Großfamilie den Schabbat gemeinsam begehen, weiß ich, dass ich am richtigen Platz im Leben bin. Dass ich das für mich richtige Leben lebe.

Julia Konnik:

Wir müssen agieren!

Julia Konnik koordiniert die e-Learning School der Lauder Foundation in Deutschland. Mutter von fünf Kindern, lebt sie mit ihrer Familie in Antwerpen und engagiert sich in der jüdischen Bildung deutschlandweit. Seit Jahren trägt sie dazu bei, das jüdische Leben in Deutschland weiter zu entwickeln und es dauerhaft zu sichern. Für Frauen ist sie als Ansprechpartnerin immer da: als Rebbetzin, Lehrerin, Zuhörerin.

Frau Konnik, Sie nennen sich selbst scherzhaft Jüdin von Beruf. Wo studiert man so einen Beruf?

(lächelt) Das Leben selbst bringt diese Qualifikation einem bei, wenn man versucht, das jüdische Leben aktiv mitzugestalten. Nicht nur ab und zu, sondern kontinuierlich. Und dass muss man wirklich tun, um das Leben der jüdischen Gemeinden in Deutschland dauerhaft zu sichern.

e-Learning Bat Mizwa, Urkundenverleihung an der Kotel



Wenn wir vom jüdischen Leben sprechen, gehören viele Komponenten dazu. Worauf richten Sie am meisten Ihr Augenmerk?

Auf die jüdische Bildung und, wenn Sie schon von den Komponenten des jüdischen Lebens sprechen, dann eben auf eine der wichtigsten davon: auf die jüdische Frau, die mit ihrer rein weiblichen Kraft, der „Bina“, ihrer Intuition, ihrer Selbstlosigkeit, ihrer Liebe dieses Leben ganz besonders mitgestaltet. Um die Frauen zu fördern, ihnen zu helfen, sich als stolze, selbstbewusste, in allen Aspekten der jüdischen Lebensweise gebildete Frauen zu fühlen, benötigen wir eine enorme Initiative. Von der Frau hängt der Großteil der Kindererziehung ab, und wenn die jüdischen Frauen selbst sich nur auf gut Glück, beiläufig mit dem Judentum beschäftigen, betrachtet sich die nächste Generation noch weniger als jüdisch. Deshalb müssen wir uns enorm um die

Förderung der Frauen bemühen. Wir müssen agieren!

Ein deutlicher Appell. Wie sollte man sich beispielsweise solch ein dringendes Handeln vorstellen?

Es sollte mehr Initiativen für jüdische Frauen deutschlandweit geben. Ich gebe Ihnen ein aktuelles Beispiel. Seit Jahren war das für uns im e-Learning ein Traum gewesen, Frauen, deren Kinder schon erwachsen sind, weiterhin beim Lernen zu unterstützen. Unser Programm war ja ursprünglich für Mütter gedacht. Nun kam unser Traum endlich in Erfüllung: Zwei Mal nacheinander – zuerst in Hannover, dann in Osnabrück – organisierten wir innerhalb eines Jahres Inspirationsprogramme für jüdische Frauen aus ganz Deutschland. Die Frauen kamen, um das jüdische Leben und das jüdische Lernen zu feiern. Die beiden Events, von Rebbetzin Ita Afanasev aus Hannover und von Rachel Udler aus Wien liebevoll mitorganisiert, konnten durch die Unterstützung des Landesverbandes Niedersachsen und der jüdischen Gemeinden Hannover und Osnabrück stattfinden. Die Programme waren sehr abwechslungsreich: Von intensiven Vorträgen über Themen wie die Halacha (das jüdische Gesetz), Emuna (der Glaube) und Tfila (das Gebet), die Rebbetzin Afanasev und ich hielten, bis hin zum Input der Teilnehmerinnen über interessante Berufe, und das in zwei Sprachen, Deutsch und Russisch. So etwas ist bahnbrechend!

Wird es demnächst weitere Inspirationstage für Frauen geben?

Ja, daran arbeiten wir. Jetzt ist gerade etwas für Süddeutschland in Planung.

Sie sind und waren schon immer sehr aktiv, haben auch an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg studiert und sich mit dem Judentum intensiv auseinandergesetzt, Sie sind also eine langjährige Jüdin von Beruf. Haben Sie nie mit dem Gedanken gespielt, als Frau ins Rabbinat zu gehen?

Nein, das nicht. Aber ich habe mich anfangs sehr für das liberale Judentum begeistert, habe Werke des berühmten Aufklärers Moses Mendelssohn studiert, mich mit Abraham Geiger beschäftigt. Er hat als Rabbiner vieles bewirkt und die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin mitbegründet. Die Ideen klangen alle gut. Bis ich eines Tages verstanden habe, dass das liberale Judentum keine wirkliche Zukunft hat. Wenn ich über die Familien und die „Legacy“, also das Vermächtnis dieser Menschen las, war ich sehr betroffen: Sowohl Mendelssohns Tochter als auch Geigers Sohn konvertierten zum Christentum ... Für mich war das ein klares Zeichen: Wenn ich selbst jüdisch leben und bleiben möchte, und auch will, dass meine Kinder als Juden leben und Juden bleiben, gibt es für mich nur einen Weg – den Weg, die jüdische Tradition einzuhalten, komplett, mit allen drei Säulen: also Schabbat, Kaschrut und Taharat ha Mischpacha, Regeln um das Familienleben. Ein anderer Weg würde zu Kompromissen und dann schließlich zur Assimilation führen.



Gala-Dinner, Inspirationsprogramm für Frauen 2022



Chessed-Aktivität der e-Learning Bnei Mizwa Klasse 2022 in Israel

Sarah Serebrinski:

Die Frauen bekommen mehr Einfluss



Im Kreis der Familie

Sarah Serebrinski ist Geschäftsführerin des Rabbinerseminars zu Berlin, verantwortlich für die administrative Leitung sowie für alle Projekte, Programme und Kooperationen des Rabbinerseminars deutschlandweit. Sie ist ebenso in die strategische Weiterentwicklung der Institution involviert. Neben ihren beruflichen Verpflichtungen engagiert sich Sarah Serebrinski auch ehrenamtlich, meist für jüdische Projekte und Organisationen. Mit ihrem Mann und drei Kindern lebt sie in Berlin.

Frau Serebrinski, in diesem Jahr ist Ihr zehnjähriges Jubiläum als Geschäftsführerin am Rabbinerseminar zu Berlin. Wie ist es für Sie, als eine nicht-orthodoxe Frau im orthodoxen Rabbinerseminar zu arbeiten?

Ich selbst lebe zwar nicht orthodox, doch die Orthodoxie an sich ist mir nicht fremd.

Das hat in erster Linie damit zu tun, wie ich aufgewachsen bin. Ich komme aus einer traditionellen, jedoch nicht religiösen jüdischen Familie, bin jeden Schabbat in die Synagoge zu Gottesdiensten gegangen. Mein Vater, Ossi Klinger sel. A., war viele Jahre lang im Vorstand der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf, und meinen Eltern lag viel daran, die jüdische Gemeinschaft sowohl in Düsseldorf als auch deutschlandweit zu stärken. Das prägte mich natürlich. Und seit meiner Kindheit fühle ich mich den traditionellen jüdischen Werten sehr verbunden. Deshalb sehe ich auch meine Tätigkeit für das orthodoxe Rabbinerseminar als eine Fortsetzung meines sonstigen Engagements für die Entwicklung des jüdischen Lebens in Deutschland. Das passt in meine Weltanschauung absolut.

Sie haben als Frau eine Leitungsposition in einer orthodoxen Einrichtung inne, eigentlich in einer Männerdomäne. Wie fühlt sich das an?

(lächelt) Überraschenderweise fühlt sich das sehr angenehm an. Ich habe selbst nicht damit gerechnet, weil ich doch einige Klischees im Kopf hatte, bevor ich diese Stelle angetreten bin. Ich dachte, dass ich als Frau viel mehr kämpfen müsste, um mich durchzusetzen. Aber das stimmt nicht. Natürlich gibt es immer wieder Uneinigkeiten, aber nicht, weil ich eine Frau unter Männern bin, sondern weil ich auf die Inhalte, die ich vertrete, bestehe und sie argumentativ verteidige. Was mich wirklich überrascht hat, ist mit wieviel Respekt die meisten orthodoxen Männer (nicht alle, es gibt sicher auch Ausnahmen, wie überall!) ihre eigenen Frauen und die Frauen generell behandeln. Die Wertschätzung der Frau ist unter den orthodoxen Männern extrem hoch, privat wie beruflich. Ich hatte nie so oft wie in meiner Zeit im Rabbinerseminar von einem Mann gehört, dass er sich erstmal mit seiner Frau beraten müsste, bevor er etwas entschied! Die Stereotype, die ich vorhin hatte, haben sich bei mir durch diese Erfahrung wirklich abgebaut. Das heißt aber nicht, wie ich schon sagte, dass es keine Ausnahmen gibt.

Ansprache anlässlich der Abschlussveranstaltung zum 10-jährigen Jubiläum des Rabbinerseminars zu Berlin im Jüdischen Museum



Das kommt auf den Kontext an, in dem ich mich gerade befinde. Aber im Allgemeinen sehe ich mich schon als moderne jüdische Frau. Es ist eine Identitätssache, die nicht nur zu meiner Arbeit, sondern zu meinem Leben gehört. Es ist ein Teil meines Selbstverständnisses. Ich lebe moderne jüdische Werte. Ich versuche, meinen Kindern die jüdische Tradition vorzuleben, sie ihnen mitzugeben, auf eine zeitgemäße Art und Weise. Das Jüdische spielt bei uns eine wichtige Rolle – der Schabbat, die Feiertage, das koschere Essen, das alles versuchen wir in unseren Alltag zu integrieren. Mein Mann und ich teilen dabei die Aufgaben, obwohl er Unternehmer und vielbeschäftigt ist. Er unterstützt mich als gleichberechtigte moderne Frau zumeist sehr. Auch wenn das in meiner Weltanschauung eine Selbstverständlichkeit ist, bin ich ihm dankbar, dass wir da auf der gleichen Wellenlänge sind.

Haben Sie auch weniger positive Erfahrungen machen müssen?

Ja, aber zum Glück selten. Es passiert gelegentlich, dass manche orthodoxe Männer meine Führungsrolle im Rabbinerseminar anfangs nicht ernstnehmen und fragen, ob sie mit jemandem sprechen könnten, der „wirklich zuständig“ wäre. Ich nehme solche Fälle inzwischen gelassen und lasse sie wissen, dass sie schon mit der „wirklich zuständigen“ Person sprechen. Ihnen bleibt wohl nichts anderes übrig als meine Rolle zu akzeptieren. Für manch einen mag dies einen Lerneffekt haben.



Im Rabbinerseminar zu Berlin

Sehen Sie sich selbst als moderne Frau oder als moderne jüdische Frau?

Wird einer jüdischen Frau in der Gesellschaft eine bestimmte Rolle zugewiesen? Oder hängt es von ihrem Lebensumfeld ab?

Für die meisten Frauen hängt es meistens von ihren Lebensumständen ab, doch einer jüdisch-orthodox lebenden Frau wird schon eine bestimmte Rolle zugewiesen. Es gibt nach wie vor viele Klischees, dass die Frau beispielsweise zuhause zu bleiben hat, mit vielen Kindern, die sie zu betreuen hat, etc. ... Aber inzwischen ändern sich diese durchaus schablonisierten Vorstellungsinhalte. Auch in der Orthodoxie sind viele Frauen mittlerweile berufstätig und müssen, genauso wie in der nicht-orthodoxen Welt, alles gleichzeitig bewältigen, die Familie und den Beruf. Ich sehe, wie anspruchsvoll ihre Aufgaben sind, besonders, wenn ich unsere Rebbetzinnen betrachte, die nicht nur Frauen von Rabbinern, sondern selbst in den Gemeinden sehr aktiv sind. Wir haben im Rabbinerseminar zu Berlin ein laufendes „Eishet Chayil Programm für Rebbetzinnen“, das ihnen helfen soll, ihr großes Potenzial zu nutzen, sich selbst beruflich zu entfalten und sich in der Gesellschaft noch mehr einzubringen. Die Frauen bekommen, auch in den jüdischen Gemeinden, zum Glück zunehmend mehr Einfluss.

Katia Novominski:

Mit dem Ehemann Rabbiner Elischa Mendel Portnoy

Jede Frau ist in ihrem Wesen eine Eschet Chail

Katia Bruria Novominski, studierte Gymnasiallehrerin für Physik und Russisch, ehemalige Leiterin der Repräsentanz der Jewish Agency for Israel in Berlin, ist heute Geschäftsführerin des Bundes traditioneller Juden in Deutschland (BTJ), Rebbetzin der jüdischen Gemeinden in Halle und Dessau sowie Religionslehrerin in Sachsen-Anhalt. Sie ist Ehefrau von Rabbiner Elischa Mendel Portnoy und Mutter von drei Söhnen.



Frau Novominski, Ihr zweiter Vorname ist Bruria. So hieß einst eine sehr starke und ganz besondere weibliche Figur in der jüdischen Geschichte, die während des ersten und zweiten Jahrhunderts im römisch besetzten Israel lebte. Sie haben bereits in Ihren jungen Jahren diesen zweiten Vornamen für sich gewählt. Wie kam es zu Ihrer Entscheidung?

Ich suchte in der jüdischen Tradition nach einem weiblichen Vornamen, mit dem ich mich am meisten identifizieren konnte. Bruria, die Tochter von Rabbi Hananiah ben Tradion und die Frau von Rabbi Meir, gehört zu den Frauen, die im Talmud als Weise zitiert werden. Sie war einerseits eine gebildete Intellektuelle, die für ihr breites Wissen hoch geschätzt wurde, sowohl in Bezug auf die Halacha als auch auf die Aggada. Andererseits war sie die Ehefrau Rabbi Meirs – eines großen Gelehrten, einer großen Führungspersönlichkeit. Und durch ihre enorme innere Stärke konnte sie sowohl als eine Intellektuelle als auch als die Ehefrau des Rabbiners, als seine Hilfe und Stütze, erfolgreich sein. Sie konnte ihr Leben lang diese ganz besondere Balance halten, und das fand ich faszinierend. Solch eine ausgewogene Balance passt zu meiner Weltanschauung als moderne orthodoxe Frau am meisten.

Weil Sie ebenso eine ähnliche Balance als die Ehefrau eines Rabbiners und als berufstätige Frau zu halten versuchen?

Ganz genau!

Sie sind mit dem Rabbiner von Halle/Saale und Dessau verheiratet und haben als seine Frau eine zentrale Funktion. Sehen Sie sich im Übrigen als Rabbinerfrau oder als Rebbetzin?

Ich sehe mich tatsächlich als Rebbetzin. Die beiden Gemeinden haben es sich auch so gewünscht, dass die Frau des Rabbiners ihre Rebbetzin wird und die Aufgaben in der Gemeinde übernimmt. Die Frau des Rabbiners muss es nicht zwangsläufig tun, die Rebbetzin der Gemeinde aber schon. Man hat als Rebbetzin eine wichtige Funktion zu erfüllen, eine Art Vorbildfunktion für Frauen, Jugendliche und Familien. Und es gibt Aufgaben in der Gemeinde, bei denen ich meinem Mann konkret helfe: Ich unterrichte zum Beispiel, ich unterstütze die Jugendarbeit, usw. Außerdem ist es sehr wichtig, dass ich dafür Sorge, dass mein Mann ein glücklicher und zufriedener Mensch ist, weil es wichtig ist, dass die Gemeinden einen glücklichen und zufriedenen Rabbiner haben.

Im Kreis der Familie



Die meisten Rebbetzinnen verzichten oft auf die eigene Karriere, um ihren Mann und die Gemeinde zu unterstützen. Sie machen aber zwei Fulltime-Jobs gleichzeitig. Wie geht das zusammen, Rebbetzin und Geschäftsführerin?

Das geht nur deshalb gut zusammen, weil mein Mann mir hilft. Wir teilen uns die Aufgaben einfach, sind ein eingespieltes Team. Wenn ich zum Beispiel zu den Veranstaltungen des BtJ hinfahren muss, springt er zuhause mit den Kindern ein ... Aber selbstverständlich ist es eine Herausforderung, und nicht die einzige im Übrigen. Die weitere Herausforderung

für mich ist die Tatsache, dass ich für die Gemeindemitglieder nicht immer vor Ort sein kann. Wir sind eine Patchworkfamilie, wohnen deshalb in Berlin, nicht in Halle, also pendeln wir in unsere Gemeinden. Ich mache beispielsweise Religionsunterricht in Halle, und da muss ich jede Woche aus Berlin hinfahren.

Das Know-how einer Rebbetzin wurde Ihnen nicht in die Wiege gelegt, da Sie nicht in einer religiösen Familie aufgewachsen sind. Und studiert haben Sie den Beruf auch nicht. Machen Sie Training on the Job?

Ja und nein. Rebbetzin zu sein bedeutet für mich persönlich in erster Linie, für die Menschen in der Gemeinde da zu sein, für

Frauen, Jugendliche, für Familien – das heißt, mit den Gemeindemitgliedern gut kommunizieren zu können, ihnen zuzuhören, nach Lösungen zu suchen. Und ich habe ja Psychologie und Lehramt studiert, zum Glück. Außerdem habe ich mich jahrelang in der informellen jüdischen Bildung engagiert, dann viel für jüdische Organisationen gearbeitet, zuerst beim ZWST im Lehawa Projekt lokal, später als Projektleiterin, dann für die Jewish Agency for Israel als Repräsentantin. Ich hatte immer mit Menschen zu tun, und gelehrt habe ich auch schon immer. Die wichtigsten Skills hatte ich also erworben, noch lange bevor ich den Titel Rebbetzin be-

kam. So gesehen war es aus rein praktischer Sicht für mich eine organische Fortsetzung und Vertiefung meines sonstigen Engagements.

Aber etwas hat sich doch verändert, als Sie Rebbetzin wurden?

Ja! (lächelt) Ich bin von einem Tag auf den anderen als Rebbetzin aufgewacht und war damit konfrontiert, dass die Erwartungshaltung an mich in der jüdischen Welt ganz plötzlich eine andere war. Ich musste erstmal in meine neue Rolle, in die neue Verantwortung hineinwachsen. Inzwischen komme ich mit dieser Erwartungshaltung gut klar, vor allem dank dem Argument, dass wenn H-schem einen Menschen in so eine Position bringt, es einen Grund haben muss. Es bedeutet, dass Der Ewige es einem zutraut.

Der jüdischen Eschet Chail wird in der Tat viel zugetraut, sie wird aber dafür hoch geschätzt. Auf Deutsch heißt der Begriff so viel wie „wackere, tapfere Frau“ und geht auf ein Lied aus den biblischen Sprüchen Salomos zurück: „Eine wackere Frau, wer findet sie? Sie ist wertvoller als Perlen (...)“ Steht für Sie das Konzept von Eschet Chail als Vorbild für eine Rebbetzin?

Ich denke, das Konzept von Eschet Chail – und die Tatsache, dass die jüdischen Ehemänner das Lied jeden Freitagabend am festlichen Schabbattisch für ihre Frauen singen und sie damit würdigen – steht nicht nur für eine Rebbetzin. Das Außergewöhnliche an diesem Konzept ist, dass es für jede jüdische Frau steht. Erstens baut

es den Stereotyp ab, dass die Frau im Judentum eine untergeordnete Position hat. Jemandem, der untergeordnet wäre, würde man nicht Woche für Woche eine Hymne singen. Und um ganz ehrlich zu sein, ich kann mich an keine Stelle in der jüdischen Überlieferung erinnern, an der wir als Frauen jede Woche den Mann besingen würden! Zweitens, wenn man tiefer in den Text schaut, so macht er eine Prioritätssetzung. Und die Prioritäten liegen in erster Linie bei dem Charakter der Frau, bei ihrer inneren Schönheit. Wobei das Judentum gar nichts gegen die äußere Schönheit hat! Aber die inneren Werte sind wichtiger. Und jede Frau kann es für sich mitnehmen, dass sie in ihrem Wesen her von Anfang an eine Eschet Chail ist: Sie muss nichts dafür machen, sie ist es bedingungslos, weil sie eine jüdische Frau ist. ■



Das Volk des Buches und das Wissen für Kinder

Die jüdische Tradition stellt das Wissen an die höchste Stelle: Neugierde auf die Welt, Wissensdurst und Fragelust machen uns als jüdische Menschen aus und bestärken uns von Tag zu Tag. Doch ab welchem Alter ist die Tradition vermittelbar? Und wie kann der BtJ zur Vermittlung des jüdischen Wissens an Kinder beitragen?

WAS DREIJÄHRIGE LERNEN KÖNNEN

Das jüdische Volk heißt „das Volk des Buches“. Und der Grund dafür ist vor allem, dass die Thora das Zentrum des jüdischen Lebens ist und genau das ist, wodurch das jüdische Volk überhaupt definiert wird.

Jedoch gibt es dafür auch einen anderen Grund: Seit Jahrhunderten waren jüdische Menschen dafür bekannt, dass sie fast alle gebildet waren. Während bei den anderen Völkern oft selbst Könige und Minister nicht mal lesen konnten, waren unter Juden diejenigen, die nicht lese- bzw. schreibekündig waren, absolute Ausnahmen.



Viele meinen heutzutage, dass junge jüdische Menschen sich mit ihrer Tradition und dem dazugehörigen Wissen erst ab dem Bar- bzw. Bat-Mizwa-Alter beschäftigen. Doch das stimmt so nicht. Unsere Weisen haben großen Wert darauf gelegt, dass Kinder so früh wie möglich mit dem Lernen beginnen. Der Grund dafür ist, dass man in der Kindheit das Wissen viel besser aufnimmt. In der Mischna (Pirkej Awot 4:25) wird diese Ansicht so zur Sprache gebracht: „Elischa ben Abuja sagte: Lernt man in der Jugend, so ist es ebenso, als schreibe man mit Tinte auf neues Papier; lernt man aber im Alter, so ist es ebenso, als schreibe man mit Tinte auf verwishtes Papier“.

Deshalb definiert die Mischna 5:24 in diesem Traktat den Beginn des jüdischen Lebensweges folgendermaßen: „... mit fünf Jahren für (das Studium der) Schrift, mit zehn für (das Studium der) Mischna, ... mit fünfzehn für (das Studium des) Tal-



mud ...“. Erst dann kommen Heirat, Broterwerb usw.

Jedoch sollte das jüdische Kind mit dem Lernen sogar noch früher anfangen: Schon vor seinem dritten Lebensjahr sollte es beginnen, das Alphabet zu lernen. Und bei seinem dritten Geburtstag, bei der großen Opschernisch-Feier, wenn dem Kind zum ersten Mal die Haare geschnitten werden, können manche schon mehrere Verse der Thora auswendig rezitieren.

Doch das kommt nicht von alleine. Es bedarf viel Zeit, Hingabe und Geduld, Kindern Spaß am Lernen

beizubringen. Aber es lohnt sich! So wird sich später das Kind in jüdischer Tradition gut auskennen und als jüdischer Mensch in jeder Umgebung stolz sein.



Kindersiddur und das Bar/Bat Mizwa Heft

Von Katia Novominski



Der BtJ möchte jede jüdische Familie und jedes jüdische Kind auf dem Weg zu unserer Tradition unterstützen. So konnten wir dank des Engagements von zwei rabbinischen Familien wichtigen Publikationen zur Veröffentlichung verhelfen.

Der Kindersiddur von Rabbiner und Rebbetzin Radbil führt die Kinder in die Welt des jüdischen Gebetes. Die wichtigsten Gebete in Hebräisch mit Transliteration und deutscher Übersetzung sind darin enthalten. Auch spannende Gedanken und wichtige Hinweise finden in dem Siddur Platz.

Das Bar-Bat Mizwa Heft von Rabbiner und Rebbetzin Kahanovsky bietet wunderbares Arbeitsmaterial als Grundlage für die Bar- bzw. Bat-Mizwa-Vorbereitung. Themen wie Erwachsenwerden, Verantwortung, Traditionen rund um Bar bzw. Bat Mizwa werden ausführlich behandelt, und es gibt Platz für eigene Gedanken bzw. Aufgaben, die man erfüllen kann. Ebenfalls enthält das Heft Informations- und Lerntexte über die wichtigsten Mizwot und die jüdischen Feiertage. ■

Bestellbar sind der Kindersiddur und das Bar/Bat Mizwa Heft unter:

<https://btjd.de/printmedien>



Der BtJ-Sommer 2022

Love is in the air...



BtJ-Schabbaton in der Synagogen-Gemeinde Köln

Mehr als 100 Teilnehmende aus ganz Deutschland waren vom 8. bis zum 10. Juli in die Synagogen-Gemeinde Köln gekommen, um gemeinsam Schabbat zu verbringen.

Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus nah und fern kamen zu dem ganz besonderen Schabbaton nach Köln zusammen, um mehr über Liebe und Beziehungen im Judentum zu erfahren, neue Bekanntschaften zu schließen, alte Freunde wiederzusehen und vor allem um eine wunderschöne gemeinsame Zeit zu genießen.

Allein das wäre schon ausreichend, um den Schabbaton als besonders zu bezeichnen. Es gibt jedoch einen weiteren wichtigen Grund – und zwar die ungewöhnliche Zusammensetzung der Partnerorganisationen. Dabei waren der BtJ, Bnei Akiva, Jewish Experience, Lavi von ZWST und Morascha sowie der Gastgeber, die SG Köln. Alle brachten eine besondere Färbung, großartige Referentinnen, Referenten und andere Teammitglieder sowie viel Engagement mit. Die Themen reichten von der Grundsatzfrage, ob und weshalb man jüdisch heiraten sollte, über Tools für die Wahl des richtigen Partners / der richtigen Partne-

rin – bis hin zu der Frage, wann in einer Beziehung bzw. beim Daten ggf. Alarmglocken läuten sollten. Hier war für jeden etwas dabei!

Das leibliche Wohl, die Schabbatruhe und der Genuss kamen ebenfalls nicht zu kurz – gemeinsames Singen, Beisammensitzen, der eine oder andere Drink, eine Tour durch das jüdische Köln und natürlich eine Mozaei-Schabbat-Party haben keinen Wunsch offengelassen.

Ein Riesendank gilt allen, die den Schabbaton möglich gemacht haben. Wir freuen uns schon auf das nächste Mal! ■



„Ja, den Tempel stemmen wir!“

BtJ-Feriencamp Machane Bonim Mikdasch

Es ist zu einer festen Tradition geworden, dass der BtJ sich in Harz mehr als zu Hause fühlt. Auch in diesem Sommer konnten wir jüdischen Kindern der nächsten Umgebung die Möglichkeit anbieten, sich in Nordhausen zu erholen und dabei in die jüdische Atmosphäre eines Machanes einzutauchen.

In diesem Jahr fiel das Camp genau auf die Woche von Tischa beAw, und so war es naheliegend, den Beit haMikdasch (den Tempel) zu einem zentralen Thema zu wählen. Wir wollten es aber nicht abstrakt halten und uns nur theoretisch mit dem jüdischen Tempel und seiner Zerstörung beschäftigen. Unser ambitionierter Plan war, selber dazu beizutragen, dass der dritte Tempel so bald wie möglich aufgebaut werden kann.

Und so hieß das Camp sehr bescheiden „Machane Bonim Mikdasch“. „Ja, den Tempel stemmen wir!“, rief immer wieder eine der Gruppen. Natürlich haben wir keine Petition unterschrieben oder Steine für den Tempel gesammelt, sondern uns ganz und gar den Themen der wichtigsten Mizwot im Judentum gewidmet: Kaschrut und Zdaka, Ahavat Israel und Tefilla, und einem gemeinsamen Schabbat, um anschließend Tischa BeAw zu begehen, denn das Fasten und Trauern fiel in diesem Jahr auf Mozaei Schabbat.



Die tollen Madrichim aus Berlin, Chemnitz, Halle und Hof und das Dream-Team aus Rabbiner Balla und Rabbiner Portnoy haben ein inspirierendes und abwechslungsreiches Programm angeboten. Natürlich hatte auch das Essen prima geschmeckt, man konnte die Natur genießen, und die Ausflüge kamen auch nicht zu kurz.

Großer Dank gilt hier allen Teammitgliedern – sowohl den pädagogischen als auch den logistischen: Jede und jeder war für das Gelingen des Camps unabdingbar. Ein Dank gilt aber auch den tollen Chanichim und ihren Familien, die uns ihre Kinder anvertraut haben.

Bis zum nächsten Sommer! ■





„Massel tow für die nächsten Jahrzehnte!“

Die Jüdische Gemeinde Amberg stellt sich vor



Ehrengast Angela Merkel bei der Fertigstellung der Thorarolle

Die jüdische Gemeinde in Amberg kann sich glücklich schätzen: Ihre 1793 beschriftete Thorarolle ist einzigartig in Süddeutschland. Erst 2021 wurde sie feierlich im Bundestag eingeweiht. Zurecht ist sie heute der Stolz der kleinen Oberpfälzer Gemeinde. Ihren Mitgliedern hat die Gemeinde aber noch viel mehr zu bieten. Von der ersten Klasse bis zum Seniorentreff ist die Gemeinde Anlaufstelle für sozialen und religiösen Austausch.

Besonders ältere Menschen finden Anschluss in der Gemeinde. Senioren treffen sich wöchentlich im Gemeindesaal, man unterhält sich, trinkt Kaffee, lacht. Und wer möchte, den unterstützt die Gemeinde und liefert Essen nach Hause. Eine Sozialpädagogin ist Ansprechpartnerin für die Gemeindeglieder, in schwierigen Lebenslagen genauso wie bei Alltagsproblemen.

die Gemeinde von der ersten bis zur zwölften Klasse an und freut sich aktuell über zehn Schüler.

Die Gemeinde ist auch ein Ort der Kultur. Mehrmals im Jahr finden Konzertabende statt: Dann finden sich Gemeindeglieder und interessierte Amberger im großen Gemeindesaal ein und genießen gemeinsam die Musik. Die Zivilgesellschaft einzubinden ist auch sonst ein Anliegen der Amberger Gemeinde. Führungen durch die Synagoge und Workshops über jüdisches Leben heute integrieren die Gemeinde in die lebendige Kleinstadt. Beim jährlichen Treffen der Religionen engagiert sie sich auch im interreligiösen Dialog.

Gemeindeglieder zu Chanukka 2019
Quelle: IKG



Rabbiner Elias Dray mit der Sulzbacher Thora aus dem Jahr 553. Quelle: Dieter Dörner



Aber auch junge Mitglieder kommen nicht zu kurz: In Kooperation mit dem Landesverband jüdischer Gemeinden finden in Amberg regelmäßig Jugendliche aus verschiedenen bayerischen Gemeinden zusammen, lernen sich beim Grillabend kennen und tauschen sich aus, organisieren Ausflüge zusammen. Religionsunterricht bietet

Ob jung oder alt, ob aus der Oberpfalz oder der ehemaligen Sowjetunion: zu den Gottesdiensten am Schabbat und den Feiertagen findet die kleine Gemeinde in der Synagoge zusammen. Dann feiern sie ihren Glauben, ihre Gemeinschaft – mit der wohl ältesten Thorarolle Süddeutschlands.



1000 Jahre jüdische Geschichte in Amberg?



Die Amberger Synagoge / Quelle: Wikipedia

Wir wissen es nicht genau, doch dieses Amberg wurde 1034 erstmals urkundlich erwähnt. In dieser Urkunde ist u. a. vom Zoll, vom Handel, von der Schifffahrt die Rede. Bei Grabungen wurden 36 Schmieden aus dem 800 Jh. entdeckt. Dies belegt, dass Amberg mindestens 300 Jahre älter sein muss. „Schifffahrt“ und „Zoll“ bedeutet Fernhandel, zumindest mit Eisenprodukten. Und dafür waren die Juden europaweit prädestiniert. Vielleicht lebten damals schon welche in Amberg; wenn nicht, war Regensburg mit seiner bereits 981 nachgewiesenen Juden ist nicht weit.

Erwähnt werden Juden von Amberg erstmals 1294 in ei-

ner Stadtrechtsbestätigung. D. h., sie müssen bereits früher hier ansässig gewesen sein. Maximal sechs Familien durften hier siedeln. Es müssen sehr honorige Familien gewesen sein, denn wir wissen, dass sie sich nicht nur eine Synagoge, sondern auch zwei Gelehrte, also Rabbiner, leisten konnten. Diese Familien haben mit riesigen Summen den Bergbau der Stadt finanziert.

1391 wurden die Juden ein für alle Mal aus der Pfalz vertrieben – und zwar aus der Pfalz am Rhein und aus der Oberen Pfalz, die zum Pfälzer Kurfürstentum gehörte, auf Weisung von Kurfürst Ruprecht II. Vermutlich waren ihm (und der Stadt Amberg) die Schulden über den Kopf gewachsen. Wie auch in vielen anderen Städten bauten die Amberger an die Stelle der zerstörten Synagoge ganz schnell eine Marienkirche.

Nun, es sollte 470 Jahre dauern, bis sich Juden in der (damaligen) Oberpfalz, die nur halb so groß war wie die heutige, niederlassen durften. Doch der Reihe nach: Mit Schaffung des modernen Bayern vor gut 200 Jahren wuchsen nicht nur 950.000 Lutheraner, sondern auch

53.000 Juden aus Franken und Schwaben dem bisherigen Altbayern (München, Landshut, Amberg) zu. So wie man die Rechte und Pflichten der Lutheraner mit denen der Katholiken auf einen Nenner bringen musste, war es auch mit Juden und Nichtjuden. 1813 erschien das sog. Judenedikt – der Weg zur Emanzipation der Juden in Bayern. Schmerzhaft war jedoch die Einschränkung der Niederlassungsfreiheit und das Verbot der Mehrung der Familien in Orten, in denen Juden lebten – wie z. B. im benachbarten Sulzbach, das bis Ende des 18.



Gottesdienste in der Amberger Synagoge, ca. 1960
Quelle: IKG

Jahrhunderts nicht zur Oberpfalz gehörte.

Der sog. Matrikelparagraph, das Verbot freier Niederlassung, wurde 1861 aufgehoben. Damit begann eine große Veränderung im bayerischen Judentum. Aus Land- wurden Stadtjuden, aus Bettlern, Hausierern, Pfandleihern wurden Ärzte, Rechtsanwälte, Journalisten, aus Kaftanjuden wurden Krawattenjuden und aus orthodoxen liberale. Letzteres zog einen Streit bis in das Dritte Reich nach sich. Die ersten Juden kamen aus Sulzbach nach Amberg, die Zahl wuchs, um die Wende zum 20. Jh. hatte die Gemeinde 100 Mitglieder. Liberale Juden, die in der Mehrheit waren, gründeten 1894 eine Gemeinde und kauften zwei Jahre später zwei Häuser zu Errichtung einer Synagoge. Das Leben verlief bis zum Ende des Ersten Welt-

krieges harmonisch. Die Amberger Juden waren weitestgehend integriert, zum Teil assimiliert. Es gab kaum einen Verein ohne Mitglieder jüdischen Glaubens.

Die erste Trübung der Harmonie kam mit dem verlorenen Krieg. Die Amberger Bürger, und hier vor allem die Geschäftsleute, waren keine Antisemiten, doch sie waren großteils froh, dem meist besseren jüdischen Konkurrenten eins auszuwischen zu können. Die „Freude“ an nationalsozialistischer und damit antisemitischer Herrschaft schlug sich auch in den Wahlergebnissen nieder: Mit 28% weniger als in der übrigen Oberpfalz und hier weniger als im restlichen Bayern wählten die Amberger die NSDAP.

In Amberg lebten damals 83 Mitbürgerinnen und Mitbürger jüdischer Abstammung. Am Ende kamen 30 von ihnen unter Nazi-Herrschaft zu Tode. Doch blieb Amberg bis auf die Pogromnacht vor judenfeindlichen Schändungen weitgehend verschont, und auch die Pogromnacht lief anders als vorgegeben. Nicht „das Volk“, sondern 30 uniformierte SA-Mitglieder sollten unter Führung des Kreisleiters die Synagoge in Brand stecken, doch war dies wegen der Nachbarschaft nicht möglich. Die befohlene Sprengung wurde verhindert – und zwar von SA-Leuten, die damit beauftragt waren! Man „beschränkte“ sich darauf, Mobiliar, Gebetmäntel und -bücher vor der Synagoge zu verbrennen. Bereits am folgenden Tag wurden die Fenster zugenanagelt. Die Synagoge war über den Krieg ein Lebensmittellager.

Sehr bald kamen nach Kriegsende die ersten jüdischen Displaced Persons nach Amberg, zu über 90% gläubige polnische Juden. Ein Rabbiner, Natan Zanger, war der Motor der Gemeinde. Er richtete eine koschere Küche und ein Ritualbad ein. Wegen der relativ gut erhaltenen Bausubstanz war die Amberger Synagoge die erste in Bayern, in der nach dem Fall des Nazi-Reiches wieder Gottesdienst stattfand: schon im August 1945. Bis 1950 konnten 500 Jüdinnen und Juden in Amberg nachgewiesen werden, die alle in Privatwohnungen untergebracht waren.

Mit der Gründung Israels begann 1948 die Abwande-



Rabbinder Nathan Zanger
Quelle: IKG

rung; nur mit Unterstützung der Juden aus den Nachbarorten konnte die Gemeinde weiter existieren.

Dann, mit Öffnung der Grenzen 1989, neues Leben. Heute zählt die gemäßigt orthodox geführte Gemeinde unter Leitung von Rabbinder Elias Dray 125 Mitglieder, mehrheitlich natürlich Juden aus den GUS-Staaten.

Massel tow für die nächsten Jahrzehnte! ■



UNSERE GESCHICHTE
 Von Rabbi Yehuda Aharon Horovitz M.A.*
 Aruch Laner Institute

Mannheim – Ein lebendiges Zentrum des Thoralebens

Die jüdische Weltkarte unterscheidet sich von der gewöhnlichen Landkarte: Manche Orte, die auf der allgemeinen Landkarte lediglich mit einem kleinen Punkt gekennzeichnet sind, werden auf der jüdischen Karte großgeschrieben. Auch in Deutschland unterscheidet sich die jüdische Karte von der allgemeinen, und auch hier ist die historische und religiöse Bedeutung dieser Orte in erster Linie den Weisen zu verdanken, die dort gelebt und in der Regel auch dort begraben wurden. Sie ziehen daher bis heute viele Besucherinnen und Besucher an. Mannheim gehört neben den anderen bedeutenden Orten in Deutschland unbedingt auf die jüdische Weltkarte. Der folgende Beitrag setzt nun unsere Serie über die jüdischen Weisen aus Deutschland fort und bietet eine prägnante Zusammenfassung des Lebens und der Werke einiger der Thorakoryphäen aus Mannheim, die einen bedeutenden Eindruck im Judentum hinterlassen haben.

PROMINENTE RABBINER

Die Liste berühmter Mannheimer Rabbiner beginnt etwa um 1660 mit Rabbi Naftali Hirz, gefolgt von **Rabbi Isaac Brillin** (gest. 1678), dem Schwager des berühmten Rabbi Bacharach aus

Worms, Verfasser des Werkes *Chawot Jair*. Sein Schwiegersohn war der österreichische Rabbiner und angesehene Hofjude Samson Wertheimer. Ein weiterer war

**Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Rabbiner Dovid Kern*



Grabstein von Lemle Moses Reinganum



Shmuel Hillman macht eine Rede / Quelle: Wikimedia Commons

Rabbi Shmuel Hillman, der in den Jahren 1726-1751 in Mannheim amtierte. Er wuchs in Prag auf, wo er unter Rabbiner Abraham Broda studierte. Von 1720 bis 1726 diente er als Rabbiner von Kremsier in Österreich (Tschechisch: Kroměříž). Zu jener Zeit war Mannheim bereits als ein bedeutender Ort der Thora bekannt. Rabbiner Hillmans Schriften zur Thora sind uns nicht in gedruckter Form geblieben, allerdings wurden in den letzten Jahren Dutzende seiner Notizbücher in der Nationalbibliothek in Jerusalem entdeckt. Das Aruch Laner Institut hat die heilige Aufgabe übernommen, diese Bücher zu veröffentlichen. Als die Mannheimer Juden dem sabbatianischen Kult des falschen Messianismus ausgesetzt waren, gelang es Rabbiner Hillman, seine Gemeinde sicher durch diese stürmische Zeit zu führen. Nach 25 Jahren segensreicher Tätigkeit zog Rabbiner Hillman nach Metz, wo er Rabbiner Jonathan Eybeschütz ablöste, welcher von dort nach Hamburg wechselte. Einer seiner namhaften Nachkommen, Rabbi Shmuel Yitzchak Hillman (1868-1953), Dajan aus Lon-

Wenn er mit seinen jüdischen Glaubensbrüdern zusammen war, in der Synagoge betete oder sich dem Bibel- oder Talmudstudium hingab, verblasste für ihn die Welt des Hofes.



don, war der Schwiegervater des ersten Oberrabbiners von Israel, Rabbiner Isaac Herzog, dessen Enkel der heute amtierende israelische Staatspräsident ist.

Am engsten mit dem Mannheimer Thorajudentum verbunden war jedoch **Lemle Moses Reinganum** (1666-1724). Viele Jahrzehnte diente er als Hofjude der pfälzischen Kurfürsten und wurde Pächter des Salzmonopols in Mannheim. Doch seine herausragendste Leistung war die Gründung der Mannheimer Klaus, einer Jeshiva für verheiratete Männer oder, im heutigen Sinne, eines *Kollels*.

WIE KOMMT EIN EINFLUSSREICHER, WOHLHABENDER HOFJUDE DAZU, EINEN KOLLEL ZU GRÜNDEN?

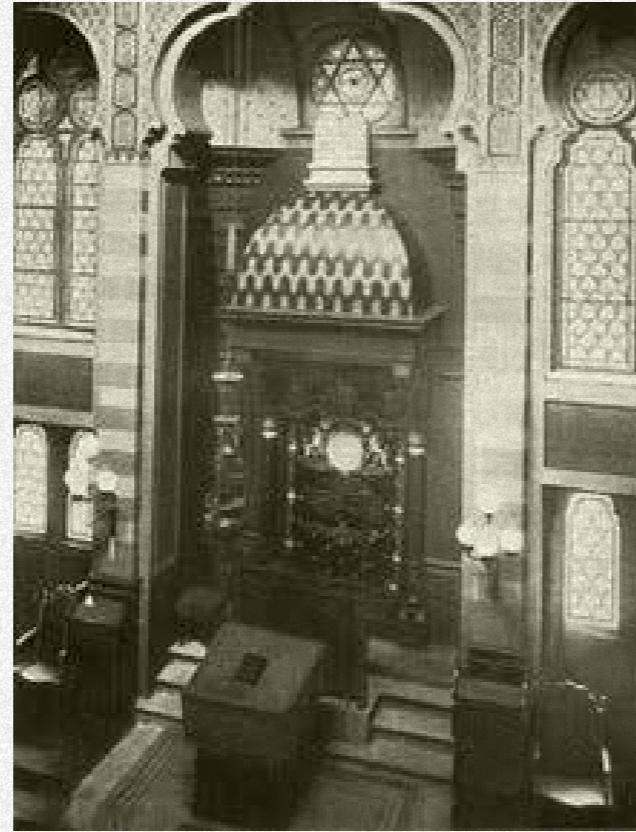
Wenn er mit seinen jüdischen Glaubensbrüdern zusammen war, in der Synagoge betete oder sich dem Bibel- oder Talmudstudium hingab, verblasste für ihn die Welt des Hofes. Dinge wie französische Subventionen, Schmiergeldforderungen des polnischen Adels, die Eroberung fremder Herrschaftsgebiete oder die Verpflegung hungriger Armeen traten für ihn in den Hintergrund. Hier galten andere Regeln und Sitten als bei Hofe. Weder sein Reichtum noch seine Freundschaft mit Fürsten waren bestimmend für die uneingeschränkte Loyalität seiner Glaubensbrüder ihm gegenüber, auch wenn diese ihm hier und da schmeicheln mochten, um seine Gunst zu gewinnen. In der jüdischen Gemeinschaft war das unbestrittene Oberhaupt nicht der Hofjude oder irgendeine andere Führungspersonlichkeit, sondern allein der Rab-

biner, der Gelehrte, der Heilige. Er war es, der als Vorbild für die Gemeinschaft diente, als ihr Berater, als derjenige, der ihre Angelegenheiten regelte und ihre Konflikte löste. Wollte der Hofjude das Ansehen des Rabbiners teilen, so musste auch er sich rabbinisches und talmudisches Wissen aneignen oder es doch zumindest unterstützen und fördern. **Lemle Moses Reinganum** gründete im Jahr 1708 die Klaus in Mannheim und stattete sie mit 100.000 Gulden aus, deren Zinsen für den Unterhalt von zehn Klausrabbinern und drei Lehrern zu verwenden waren. Der örtliche Rabbiner **David Ulf** (gest. 1719) predigte ebenfalls in der Klaus.

Seinem Beispiel folgten die Hofjuden **Michael May** und **Elias Hayum** aus Mannheim. Andere Hofjuden gründeten *Jeschiwot* und Klausen in Halberstadt, Worms, Karlsruhe, Hamburg, Berlin, Kleve, Hannover, Braunschweig, Frankfurt (Selma Stern, *The Court Jew*, S. 220, Philadelphia 1950).

Der erste Rabbiner, den Lemle Moses Reinganum zum Leiter seiner Klaus ernannte, war der Ehemann seiner Nichte, **Rabbi Hillel Halevi Minz** (ein Vorfahre des Autors), vorher Rabbiner in Lipnik (Lipník nad Bečvou). Sein hervorragender Ruf brachte Lernwillige nach Mannheim, die unter seiner Leitung studieren wollten. Er starb am fünften Ijar 1731. Unter seinem Einfluss erweiterte Lemle Moses die Klaus und dehnte ihren Tätigkeitsbereich auf den Thoraunterricht für Kinder aus.

Zu jener Zeit gab der hervorragende Gelehrte **Rabbi Samuel Wolf Krakower** den von Rabbiner Moses Sakut verfassten *Mischna*-Kommentar *Kol Haremes* heraus. Sein Vorwort ist voll des Lobes für den Gründer der Klaus – eines „Miniatur-Heiligtums“, eines Gebetshauses, eines Ortes der Zusammenkunft für zehn Gelehrte. Außerdem habe der Gründer der Klaus diese Gelehrten mit geräumigen Wohnungen und reichlichem Lebensunterhalt versorgt und sei ihnen bei der Veröffentli-



Lemle Klaus, ca. 1900, aus dem Buch von Rav Unna

chung ihrer Arbeit behilflich. Das Manuskript dieses Werkes wurde von einem seiner Klauskollegen, **Rabbi Nathan Nota Hachenburg**, aus Italien mitgebracht. Dieser war Rabbiner im elsässischen Haguenau und Herausgeber der kabbalistischen Schrift *Meorei Or* von Rabbiner Poppers. In der Einleitung zu diesem Werk würdigt er Lemle Moses Reinganum in hohem Maße, insbesondere hebt er dessen Hilfe für die Armen des Heiligen Landes hervor. Rabbi Hachenburg starb im Jahr 1743.

Weitere bedeutende Thoragelehrte waren **Rabbi Chajim** (gest. 1729) und **Rabbi Akiwa Lehren** (gest. 1732). Rabbi Chajim, vormals Rabbiner in Hildesheim, verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Mannheim. Er veröffentlichte das Werk seines Großvaters Rabbiner Chajim Schor Zon *Kodashim*. Rabbi Lehren, der Schwiegersohn einer Schwester von Rabbi Reinganum, verfasste *Haohel Leolam*, einen Kommentar zum Talmudtraktat *Ketubot*.

Den Rabbinern der Mannheimer Gemeinde kam das Thorazentrum an ihrem Ort sehr zugute. Mitunter wählte die Gemeinde einen der Gelehrten aus der Klaus zu ihrem Rabbiner. So war es auch bei **Rabbiner David Tebele Hess**, der später, um 1777, Rabbiner der Gemeinde wurde. Ihm folgte **Rabbiner Naftali Hirsch Katzenellenbogen**, ein Schüler und Schwiegersohn von Rabbiner Jakob Hakohen Poopers aus Frankfurt, dem Verfasser



Rabbiner Dr. Isaak Unna 1872 - 1948

von *Shaw Jaakow*. Ab 1741 diente er als Rabbiner von Mergentheim und wurde 1763 zum Oberrabbiner der pfälzischen Juden gewählt. Schließlich wurde er 1768 zum Rabbiner von Mannheim berufen, wo er weitere 32 Jahre wirkte. Trotz schwerer körperlicher Gebrechen widmete er sich dem Thorastudium mit großem Elan. Er hatte eine große Anzahl von Schülern, die sich diesem frommen und bescheidenen Mann mit begeisterter Hingabe widmeten. Rabbi Katzenellenbogen, der viele Jahre lang auch das Amt des *Mohel* bekleidete, starb hochbetagt am 2. *Tischri* des Jahres 1800.

Rabbiner Samuel Hakohen Schotten war über 47 Jahre Klausrabbiner und widmete sich ungeachtet von Krankheit und Gebrechen bis an sein Lebensende im Jahr 1796 der Thora und dem Gebet. **Rabbiner Isaak Moses Reinganum**, ein Verwandter des Klausgründers, war von 1751 ab über 50 Jahre lang in der Klaus tätig.

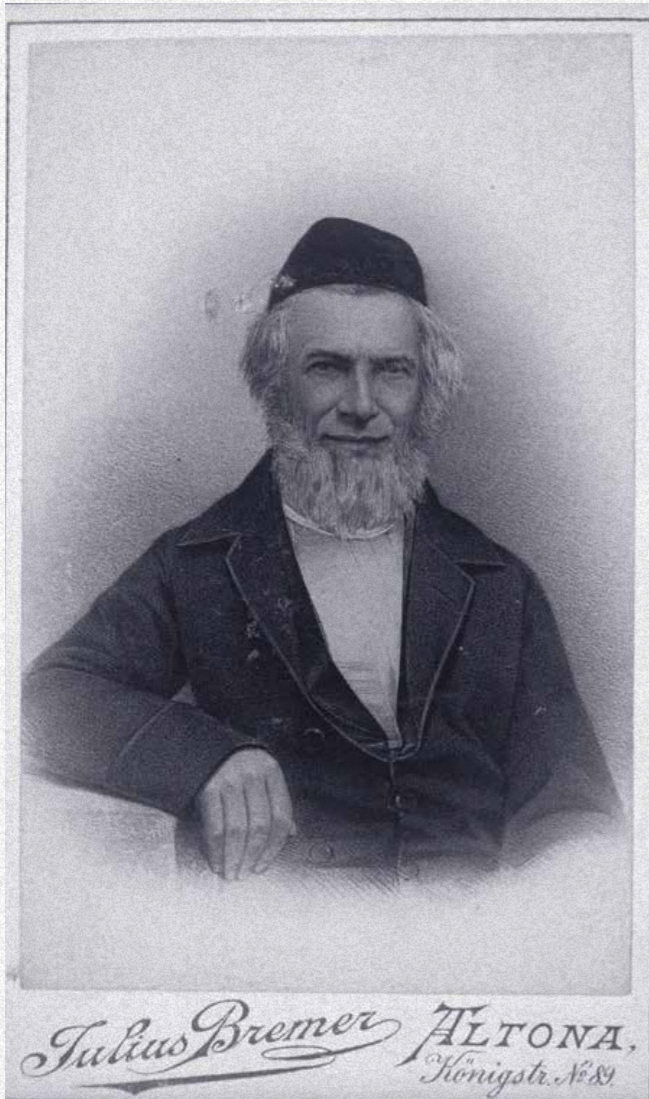
Rabbiner Michel Scheuer, ein genialer Thoragelehrter und Kabbalist, war ein Schüler von Rabbiner Nathan Adler aus Frankfurt. Er diente als *Rosch Jeschiwa* in Mainz, während sein Vater, Rabbi David Tebele, dort als Rabbiner amtierte. An dieser *Jeschiwa* studierte bei ihm auch für ungefähr zwei Jahre ein junger Mann namens Moses Schreiber, der später als *Chatam Sofer* bekannt werden sollte. Ein anderer seiner Schüler war der *Baal*

Schem von Michelstadt. Von 1782 bis 1809 wirkte Rabbi Scheuer als Rabbiner in Mannheim und widmete sich dort mit großem Eifer dem Studium und der Unterweisung in der Lehre. Seine schweren körperlichen Leiden konnten ihn nicht von dieser Tätigkeit abhalten. In einem Dokument aus dem Jahr 1806 vermerkt er, dass er in den vierundzwanzig Jahren seiner Tätigkeit etwa 200 Gerichtsprozesse geleitet hatte. Bei einem Teil erließ er ein Urteil, bei einem anderen Teil kam es zu einer Vereinbarung zwischen den Parteien.

Die Eingliederung Mannheims in das Land Baden hatte erhebliche Auswirkungen auf die Situation der Juden. 1809 wurde der Oberrat der Israeliten Badens als eine Verwaltungsbehörde für Belange des jüdischen Glaubens gegründet. Auf einer in Karlsruhe einberufenen Abgeordnetenversammlung sollte über den Ausbau der neuen Organisation beraten werden. Rabbiner Michel Scheuer reiste trotz seines hohen Alters und seines angeschlagenen Gesundheitszustandes zu dieser Konferenz. Kurz vor seiner Ankunft erkrankte er und verstarb am Abend des 13. August 1809. Ein Rabbiner begleitete den Leichnam am nächsten Tag zu seinem Begräbnis nach Karlsruhe.

Später bekleidete auch **Rabbi Eljakim Getschlik Hakohen Alsenz** (1756-1824) das Amt des Oberlandesrabbiners. 1809 wurde ihm die Stelle des Gemeinderabbiners von Mannheim übertragen. Er war ein Mann von tiefem, umfangreichem Wissen, und die rabbinischen Autoritäten seiner Zeit, mit denen er in regem Briefwechsel stand, zollten ihm höchsten Respekt. Sein Schwiegersohn, Rabbi Jakob Koppel Halevi Bamberger, war Rabbiner in Worms. Für viele Jahre war auch **Rabbi Hertz (Hirsch) Traub** (1791-1849) Rabbiner von Mannheim.

Mit der Ernennung von Rabbiner Jakob Ettlinger, dem Verfasser des klassischen *Talmudkommentars Aruch Laner*, brach für die Klaus am 18. April 1825 eine neue Zeit an. Der Mannheimer jüdische Gemeinde-



Rabbiner Yaakov Ettlinger 1798- 1872

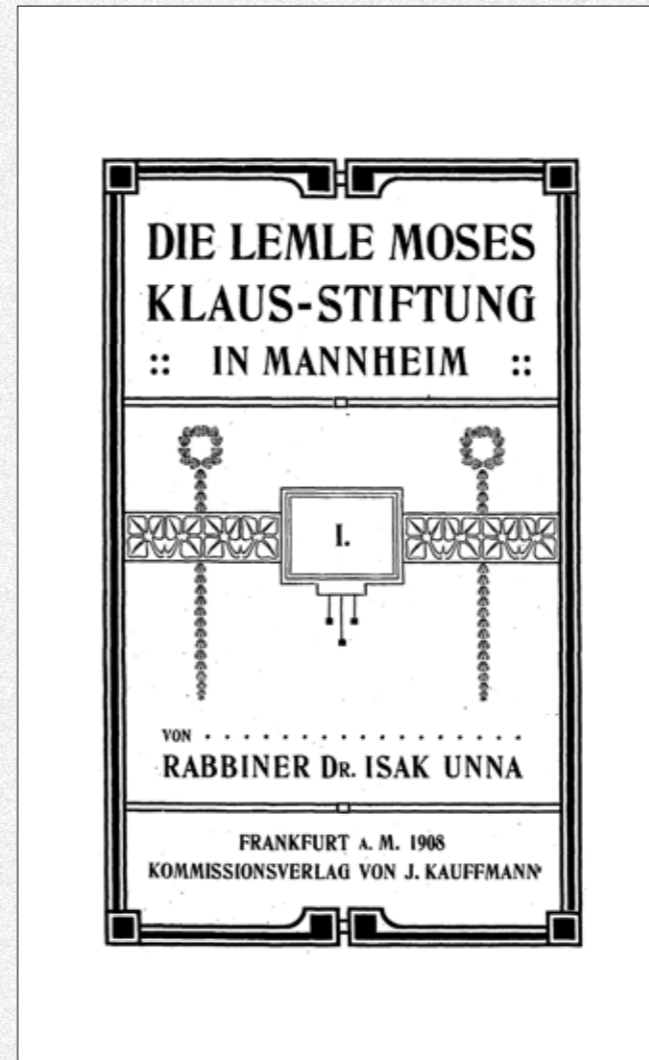
des Oberrabbiners von Altona angetragen. Sein Fortgang wurde in der Mannheimer Gemeinde schmerzlich empfunden: Schließlich hatte er sich nicht nur wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit, sondern auch ob seiner bescheidenen Wesensart allgemeiner Beliebtheit erfreut. Die *Jeschiwa*, die einen wichtigen Bestandteil der Klaus bildete, wurde mit seinem Weggang geschlossen. Der Geist von Rabbi Ettlinger lebte jedoch in der Klaus durch die Ernennung seines jüngeren Bruders und Schülers **Rabbi Löw Ettlinger** fort. Dieser war ein stiller und bescheidener Gelehrter, dessen Lebensinhalt das Studium der Thora war. Er verfasste das Werk *Maa-*



Gräber von Rabbiner und Frau Low Ettlinger

rat protestierte vergebens gegen die Ernennung eines Oberrabbiners, der womöglich auch Stadtrabbiner werden konnte. Geboren 1798 in Karlsruhe, erhielt er seine erste Unterweisung in der Thora von seinem Vater Aharon Ettlinger. Des Weiteren war er ein Schüler von Rabbiner Ascher Low, einem Sohn des Autors von *Shaagat Arje*, sowie von Rabbiner Abraham Bing aus Würzburg. Während seiner Tätigkeit in der Klaus in Mannheim, wo er auch für die Verwaltung des Bezirksrabbinats von Ladenburg zuständig war, stieg die Zahl seiner Schüler enorm an, und sein Ruf verbreitete sich in der ganzen jüdischen Welt. Bedeutende Autoritäten korrespondierten mit ihm, und unter seinen zahlreichen Schülern war auch Samson Raphael Hirsch, der spätere Rabbiner von Frankfurt. 1836 wurde Jakob Ettlinger die Stelle

danej Melech, einen Kommentar zum Talmudtraktat *Gittin*, und viele halachische Beiträge für die von seinem Bruder herausgegebene Wochenzeitschrift *Der Treue Zions-Wächter*. Er wirkte über ein halbes Jahrhundert an der Klaus und starb am Jahrestag seines älteren Bruders und Lehrers, dem 25. Kislev des Jahres 1883. Ab 1855 diente die Klaussynagoge als Zentrum der orthodoxen Juden, die den reformierten Gottesdienst in der neu errichteten Mannheimer Hauptsynagoge ablehnten.



Geschichte der Klaus von Rav Unna

Rabbiner Isak Unna war ein Enkel des berühmten Würzburger Raw Bamberger und ein begeisterter Schüler des Frankfurter Rabbiners Markus Horovitz. 1895 wurde er zum Rabbiner der Klaus ernannt und genoss während seiner Amtszeit großes Ansehen. 1935 wanderte er nach Israel aus, wo er sich in Jerusalem niederließ.

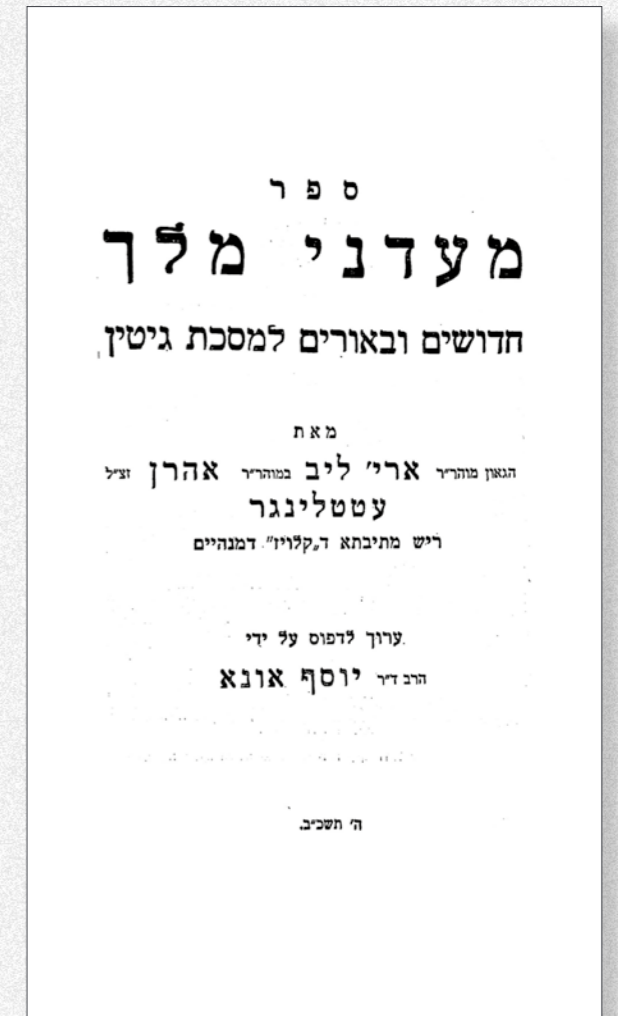
Dank seiner geistigen Größe und seiner Charakterstärke führte er die Klaus zu einer neuen Blüte und knüpfte damit an die Zeit des berühmten Rabbi Jakob Ettlinger an – der seinen Vater, Rabbi Mosche Unna, gelehrt hatte.

Nach dem Weggang von Rabbi Unna übernahm **Rabbiner Chaim Lauer** die Leitung der Klaus und baute sie zu einer vollwertigen *Jeschiwa* aus.

Viele junge Menschen, die nach Mannheim strömten, um in der Klaus Thora zu studieren, hatten zuvor in ihren Städten und Dörfern ein Leben in Einsamkeit und Demütigung verbracht. Um ihnen zum ersten Mal ein Gefühl der Gemeinschaft zu bieten,

wurde für sie ein Internat eröffnet – zum ersten Mal in der Geschichte der Klaus. Bislang war es üblich, dass die Studierenden außerhalb der Einrichtung verpflegt wurden und nur zum Studium und Gebet in die *Jeschiwa* kamen.

Am 8. Kislev des Jahres 1936 (dem 22. November) wurde das Internat feierlich eingeweiht. Rabbiner Lauer hob in einer bewegenden Ansprache die Bedeutung dieses



Titelseite von R. Low Ettlinger Arbeit

Ereignisses hervor, mit dem der unbeugsame Geist seiner Urheber gewürdigt wurde.

Mannheim war ein lebendiges Zentrum des Thoralebens, das im Holocaust zerstört wurde. ■



Rosh Haschanah ganz litvisch: fischig, salzig, gefilt!

Kann man sich ein jiddisches Shtetl von einst ohne Gefilte Fisch zum Schabbat oder zu Rosh Haschanah vorstellen? Eigentlich kaum! Der gute alte Karpfen gehörte schon immer auf den Tisch, insbesondere bei den aschkenasischen Juden. Seit wann im Jiddischen die Bezeichnung „Gefilte Fisch“ verwendet wird, ist nicht bekannt. Meistens geht man jedoch davon aus, dass der Name zuerst im mittelalterlichen Deutschland für den ganzen gefüllten Karpfen gebraucht wurde, und erst später in Osteuropa auf die Fischbällchen übertragen wurde. Wie dem auch sei, aber seit es Gefilte Fisch gibt, heißt er auch bei allen Juden so und nicht anders: Somit bildet er eine große Ausnahme unter den jüdischen Gerichten, die sonst nicht nur überall auf der Welt unterschiedlich zubereitet werden, sondern in der Regel auch verschiedene Namen tragen.

In der frühen Erzählung „Kindheit“ (1915) des aus Odessa stammenden russisch-jüdischen Schriftstellers Isaak Babel wird von „Gefilte Fisch“ mit Meerrettich erzählt. Das Gericht seiner Kindheit hatte bei Babel solch einen großen Eindruck hinterlassen, dass er es als „Gericht, wofür es lohnt, zum Judentum überzutreten“ bezeichnete. Und in den vor etwa fünfzig Jahren erschienenen Erinnerungen des deutsch-jüdischen Schriftstellers Max Fürsts war die alte jiddische Speise nicht nur Bestandteil der Erzählung, sondern sogar titelgebend: „Gefilte Fisch. Eine Jugend in Königsberg“ heißt das Buch.

Doch obwohl es immer der Karpfen war, der sorgfältig und mit Liebe von jüdischen Menschen allerorts angerichtet wurde, gab es zwei ganz unterschiedliche, geographisch streng getrennte Arten seiner Zubereitung: So aß man Gefilte Fisch in vielen Teilen Polens, in Galizien und auch in Deutschland hauptsächlich süß, während die Juden aus Litauen, die so genannten Litvaks, sowie die meisten russischsprachigen Juden ihn vorzugsweise salzten und mit viel Pfeffer zubereiteten. Wir haben für Sie ein herzhaftes Rezept ausgesucht.



REZEPT

ZUTATEN FÜR 10 PORTIONEN:

1 Karpfen, ausgenommen, etwa 2 kg

FÜR DIE FÜLLUNG:

1 kg Fischfilet (Weißfisch) und das ausgelöste Fleisch vom Karpfen

2 Zwiebeln, fein gehackt

3 Eier

2 TL Salz

1 TL Pfeffer

¾ Tasse Mehl (Mazzemehl), oder Semmelbrösel

3 EL Wasser

2 TL Zucker

FÜR DEN BELAG:

3 Möhren

3 Zwiebeln, in Ringe geschnitten; die Gräten vom Karpfen

1 TL Salz

½ TL Pfeffer

3 Rote Bete (in ca. 0,5 cm dicke Scheiben geschnitten)

ZUBEREITUNG:

Den Karpfen entschuppen, dabei die Haut nicht verletzen. Der Fisch wird nun in ca. 2-3 cm dicke Scheiben geschnitten. Das Schwanzendstück und den Kopf ebenfalls zum Füllen beiseite legen.

Beim Kopf die Kiemen und Augen entfernen. An allen Stücken vorsichtig das Fleisch von der Haut lösen. (Die Haut muss intakt bleiben!)

Das ausgelöste Fleisch und das Weißfischfilet mit den Eiern, Wasser, Mazzemehl und den Zwiebeln zweimal durch den Fleischwolf drehen. Abschmecken. Aus der Füllung Frikadellen formen und die Hautstreifen darumlegen. Die offenen Enden der Hautstreifen übereinander legen. Das Schwanzende und den Kopf mit der Füllung stopfen. (Wenn Füllung übrigbleibt, einfach zusätzliche Frikadellen formen.)

Die Fondzutaten (außer der Rote Bete) in einen großen Topf geben. Den Kopf, das Schwanzende und die gefüllten Hautstreifen vorsichtig auf eine Scheibe Rote Bete setzen und in den Topf legen. Mit Wasser bedecken und ca. 1 1/2 Stunden leicht köcheln lassen. Den Fisch auf einer Servierplatte schön herrichten (zusammen mit den Rote-Bete- und Karottenscheiben).

Unsere Empfehlung: Gefilte Fisch als ersten Gang mit reichlich Meerrettich servieren!

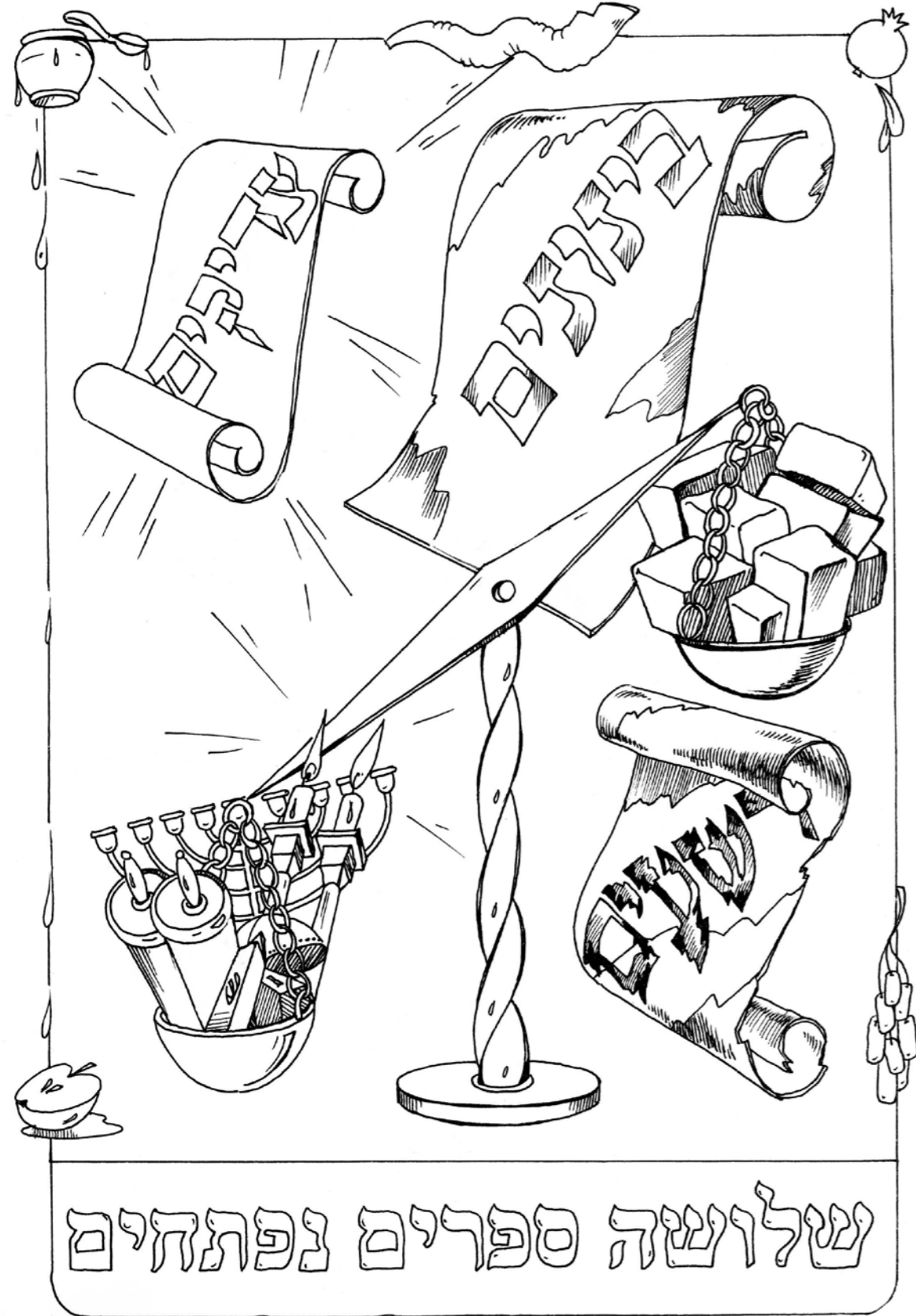
Bon appétit!

Rezept: von SaraMalka

Quelle: <https://www.chefkoch.de>

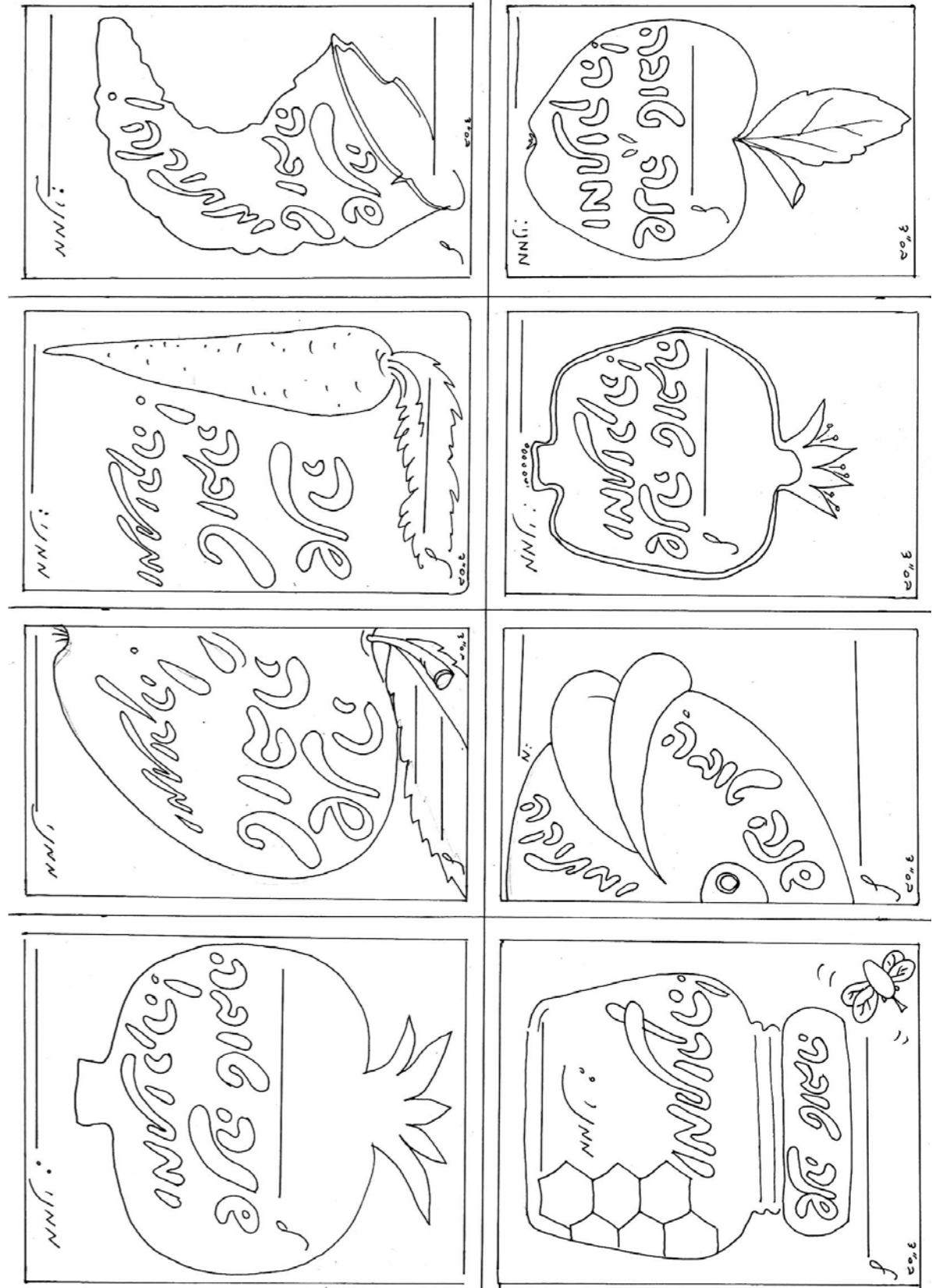


Male die Bilder aus!



1

כל הזכויות שמורות ©
<http://detskiy-mir.beerot.ru>



<http://detskiy-mir.beerot.ru>